150
Ei8p4
cop.2

Psychologie
im Umriß.

Von
Dr. Rudolf Eisler.

— Vierte verbesserte Auflage. —

Marktredwitz (Bayern)
Verlag von **Oskar Ziegler & Co.**

Return this book on or before the *Latest Date* stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

APR 1 1941

17625-S

Psychologie im Umriß.

Von

Dr. Rudolf Eisler.

— Vierte verbesserte Auflage. —

Verlag Oskar Ziegler
Deisenhofen b. München

150
E28p4
cop.2

Vorwort.

Die vorliegende „Psychologie" ist dazu bestimmt, Kenntnis und Erkenntnis der seelischen Vorgänge und Gesetzlichkeiten möglichst weit zu verbreiten und zum Studium größerer Werke anzuregen. Der Verfasser war bemüht, neueren Forschungen möglichst Rechnung zu tragen. Er hofft, trotz seines eigenen „voluntaristischen" Standpunktes sich von Einseitigkeiten der Betrachtungs- und Erklärungsweise freigehalten zu haben. Da der beschränkte Umfang des Buches eine erschöpfende Darstellung der psychologischen Einzelheiten ausschloß, so hat der Verfasser sein Ziel erreicht, wenn es ihm gelungen sein sollte, das Getriebe des Seelenlebens dem Leser in einer Form zu vergegenwärtigen, die ein einheitliches Begreifen desselben ermöglicht.

Wien, Mai 1922.

Der Verfasser.

617274

Inhalt.

Einleitung.

Seite

1. Gegenstand der Psychologie 1
2. Leib und Seele 4
3. Aufgaben und Methoden der Psychologie . 9
4. Die psychischen Grundfunktionen . . . 16

I. Teil.

Die intellektuellen Vorgänge.

A. Die Sinne.

5. Die Empfindung 22
6. Die Gemeinempfindungen 28
7. Der Tastsinn 30
8. Die Temperaturempfindungen 33
9. Die Geschmacksempfindungen 34
10. Die Geruchsempfindungen 35
11. Die Gehörsempfindungen 37
12. Die Gesichtsempfindungen 41

B. Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen.

13. Merkmale und Arten der Vorstellung . . 48
14. Gedächtnis und Reproduktion 52
15. Die Assoziation 59
16. Das Bewußtsein 64
17. Aufmerksamkeit und Apperzeption . . . 69
18. Raum- und Zeitvorstellung 76
19. Das Denken und seine Funktionen . . 82
20. Die Phantasie 90
21. Das Selbstbewußtsein 93

II. Teil.

Das Gefühls- und Willensleben.

A. Das Gefühlsleben.

Seite

22. Die Eigenschaften des Gefühls . . . 99
23. Grundformen der Gefühle 109
24. Affekt und Leidenschaft. Temperament . . 122

B. Die Willensvorgänge.

35. Der Willensakt 130
26. Der Trieb 137
27. Wille und Willensfreiheit 143

Anhang.

28. Schlaf und Traum 149
29. Suggestion und Hypnose 154
30. Ueber- und unternormale Geistesbeschaffenheit 158
Literatur 162

1. Gegenstand der Psychologie.

Zunächst sei dargetan, was Psychologie nicht ist. Sie ist erstens nicht Physiologie, d. h. sie hat es, wenigstens unmittelbar und zielbewußt, nicht mit den körperlichen Funktionen, nicht mit dem physischen Leben zu tun. Sie ist, zweitens, nicht Metaphysik, sie will und kann nicht das „Wesen der Seele" erforschen und erkunden, sondern ist eine empirische Wissenschaft, verbleibt innerhalb des Gebietes möglicher Erfahrung. Wissenschaft von der Psyche und vom Psychischen ist sie nicht in der Weise, daß sie aus irgendeinem hypothetischen Seelenbegriff die Mannigfaltigkeit psychischer Vorgänge ableitet, sondern nur so, daß sie diese selbst in deren typischen Einzelheiten, Verbindungen, Abläufen sowie in deren einheitlichen Zusammenhange untersucht. Das Psychische (Seelische, Geistige im weiteren Sinne) ist nichts spekulativ Erschlossenes, Konstruiertes, sondern ist identisch mit dem Strom von Erlebnissen, die jeder unmittelbar in sich vorfindet; es ist der Gegenstand „innerer" Erfahrung, im Unterschiede vom Physischen, dem Objekt „äußerer" Erfahrung. Die Wirklichkeit des Psychischen besteht in den Erlebnissen selbst, die ein Erlebender (ein „Subjekt") als solche, als unmittelbare, nicht erst auf etwas hinter ihnen Liegendes hinweisende Vorgänge erfaßt und auffaßt. Und wo man genötigt ist, als Bestandteile oder Bedingungen des Seelischen Faktoren anzunehmen, die nicht ins Bewußtsein fallen, da kann man man nicht umhin, dieses nicht direkt Erlebte als ein diesem letzteren Analoges, prinzipell Gleichartiges oder

als Erlebnismöglichkeit, potentielles Erlebnis zu denken.

Aktuelle und potentielle Selbsterlebnisse von Subjekten — deren Eigenart nur durch das Verweisen auf die eigenen Erlebnisse eines jeden verständlich gemacht werden kann — können als Bewußtseinserlebnisse oder Bewußtseinsvorgänge bezeichnet werden. Sie bilden das „Innensein" oder „Fürsichsein" von Lebewesen, sind die unmittelbaren Kundgebungen von dem, was in ihnen vorgeht, zum Teil veranlaßt durch äußere Geschehnisse oder als Zeichen für solche dienend. Versteht man unter „Leben" ein spontan, von innen her stetig sich entwickelndes Ganzes von Reaktionen und Aktionen, das sich „selbstregulatorisch" zu erhalten vermag, so ist das Seelische die Art und Weise, wie ein Lebensprozeß für sich selbst da ist. Während die Physiologie die Reaktionen eines Organismus in der Form untersucht, wie sie sich für die denkende Verarbeitung der Sinneswahrnehmungen, als deren Gegenstand sie auftreten, darstellen, d. h. als Zusammenhang von Bewegungen, physikalisch-chemischen Umsetzungen, räum-zeitlichen Arbeitsleistungen, kurz als Komplexe physischer, mechanisch-energetischer Prozesse, nimmt die Psychologie den Standpunkt der unmittelbaren Wahrnehmung ein. Für diese stellt sich der Lebensprozeß dar als ein einheitlicher Zusammenhang von Erlebnissen und Erlebnismöglichkeiten, von Bewußtseinsvorgängen verschiedenster Art u. verschiedensten Grades, eingeschlossen die halbbewußten, unbewußten und relativ unbewußten Vorgänge.

Das psychische Geschehen verläuft rein in der Zeit, ist nichts Räumliches und ermangelt der Merkmale, die das Letztere als solches aufweist. Während die Außendinge dreidimensional aus-

gedehnt, bewegt und bewegend sind, kommt Empfindungen, Vorstellungen, Gefühlen der Lust und Unlust, Denk- und Willensakten keine Räumlichkeit zu, mögen sie auch an räumliche Objekte, Vorgänge gebunden und so indirekt auch örtlich bezogen sein. Auch qualitative Eigenschaften, wie Farbe, Ton, Wärme u. s. w., die wir den Objekten der Außenwelt zuschreiben, sind an dem Seelischen nicht zu finden: die Wahrnehmung oder Vorstellung des Rot ist nicht selbst rot, die der Härte nicht selbst hart, u. s. w. Das ist nicht verwunderlich. Denn es hat keinen Sinn, solche Qualitäten, die nichts anderes sind als ein Teil des Bewußtseinsinhaltes oder auf Grund solcher begrifflich bestimmt sind, auf das Bewußtseinsgeschehen, die Erlebnisse selbst zu übertragen. Spezifische Merkmale von Erlebnisinhalten kommen nicht den Erlebnisfunktionen zu. Die Erlebnisse sind aber nicht etwa äußerlich aus Inhalt und Funktion zusammengesetzt, sondern es handelt sich hier um zwei Seiten eines an sich Einheitlichen, die nur in der Abstraktion von einander geschieden werden können. Das seelische Erlebnis ist in der einen Hinsicht Vorgang, „Akt", Prozeß, in der anderen „Inhalt", der auf einen „Gegenstand" hinweist. Die psychischen Funktionen sind nicht etwas neben den Inhalten sel ständig Einhergehendes, sondern mit diesen zugleich zeigt sich als Art und Weise ihres Auftretens, Zusammenhanges und Ablaufes dasjenige, was sich im Bewußtsein als Akt oder Tätigkeit, bezw. als „Stellungnahme" des Subjektes kundgibt.

Zusammengehörig wie Akt und Inhalt des Erlebens sind auch die einzelnen Erlebnisse und die „Seele". Diese ist für den Psychologen weder eine einfache, beharrliche „Substanz" als „Träger" der Bewußtseinszustände, noch besteht sie

aus einem bloßen Aggregat, einer Summe von Vorgängen. Sie ist vielmehr eine Einheit und Ganzheit, aber eine solche, die eine Mannigfaltigkeit von Modifikatiionen einschließt und die nur in diesen selbst lebendig ist, so wie anderseits die Erlebnisse immer Glieder eines einheitlichen Zusammenhanges, einer seelischen Organisation sind, auf einen Einheitspunkt bezogen sind oder werden können. Was immer das Seelische metaphysisch bedeuten mag, für die Erfahrung und die auf sie gestützte Wissenschaft ist die Seele ein in dem Ablauf des psychischen Geschehens selbst sich entfaltendes und betätigendes Ganzes, nicht ein besonderes Wesen, das mit dem Leibe verbunden ist und mit ihm in Wechselwirkung steht.

2. Leib und Seele.

Wie verhält sich das Psychische zum Physischen? Daß das Seelische als Inbegriff von Erlebnissen oder Bewußtseinsvorgängen *qualitativ* vom Physischen als einem Gegenstande des Erlebens scharf unterschieden ist, wissen wir bereits. Betrachten wir etwa die physiologischen Prozesse in einem menschlichen Gehirn, so können wir hier immer nur bestimmte Bewegungen und Energieumsetzungen finden. Mögen diese noch so kompliziert sein, so ändert das nichts an ihrem raum-zeitlichen, mechanisch-energetischen Charakter, sie sind und bleiben etwas Physisches. Wenn nun in dem Menschen, der das beobachtete Hirn besitzt, zugleich mit den Hirnprozessen Bewußtseinsvorgänge (Wahrnehmungen, Gedanken, Gemütsbewegungen) ablaufen, so sind diese nicht identisch mit den ihnen korrespondierenden Nervenprozessen, noch gleichen sie ihnen. Wer nichts von der Existenz jener seelischen Erlebnisse wüßte, würde aus der Wahrnehmung der Gehirnvorgänge nimmermehr er-

sehen können, daß der betreffende Mensch sich erlebend verhält. Erst dann, wenn aus der Erfahrung bekannt ist, daß bestimmte Bewußtseinsphänomene mit bestimmten Nervenprozessen verbunden sind, ist es möglich, aus dem Auftreten der einen auf das der anderen Schlüsse zu ziehen. Nerven- und Gehirnphysiologie kann daher niemals einen Ersatz für Psychologie bilden, letztere nie in ersterer aufgehen.

Es lassen sich aber die psychischen Erlebnisse auch nicht als Wirkungen physiologischer und physischer Vorgänge betrachten. Es sprechen dagegen Gründe, deren genaue Darlegung hier zu weit führen würde. Es sei nur betont, daß das Hervorgehen so ungleichartiger Produkte aus dem Physischen oder eine Umsetzung dieses in jene kaum denkbar ist, ferner daß das Prinzip der „geschlossenen Naturkausalität" in Verbindung mit dem Gesetz der „Konstanz der Energie" auch eine Einwirkung des Seelischen auf das Körperliche (und umgekehrt) auszuschließen scheint. Aus physikalisch-chemischen Veränderungen können immer nur ihnen quantitativ entsprechende andere räumliche Veränderungen hervorgehen, sonst käme es zu einem Verlust bezw. Gewinn von Energie ohne Aequivalent in einer anderweitigen Zu- oder Abnahme. Jedenfalls führt die Theorie der psychophysischen Wechselwirkung zu Schwierigkeiten und Unbegreiflichkeiten, die noch kein Anhänger derselben zu beseitigen vermocht hat.

Die Theorie des „psychophysischen Parallelismus" lehrt dem gegenüber das bloße „Parallelgehen", mit einander Verbundensein, einander Korrespondieren der psychischen und physischen Reihe, deren jede ihre eigene Gesetzlichkeit besitzt. Kausalität besteht nur innerhalb jeder Reihe, zwischen beiden Reihen aber obwaltet kei-

nerlei Kausalverhältnis. Wird dazu noch behauptet, in beiden Reihen des Geschehens manifestiere sich ein Identisches, ein und dasselbe, einheitliche Wesen oder Geschehen, so geht die Parallelismus-Theorie in die (monistische) „Identitätstheorie" über, die wiederum in mehreren Abarten auftritt.

Wie sich Psychisches und Physisches nun im Grunde zu einander verhalten mögen, bei der Annahme des bloßen Nebeneinanderhergehens zweier selbständiger Reihen des Geschehens kann es nicht sein Bewenden haben. Irgendwie muß in ihnen doch ein Einheitliches zum Ausdruck kommen, sonst bleibt der Zusammenhang zwischen den beiden absolut unbegreiflich. Und ein Zusammenhang zwischen Seele und Leib, psychischen und physischen Vorgängen, besteht zweifellos, wie immer er auch gedacht werden mag. — Wir kennen kein Seelenleben, das nicht an die Existenz und Wirksamkeit eines organischen Körpers gebunden erscheint und finden so viele psychische Phaenomene in ihrem Auftreten und Wechsel abhängig von physischen Prozessen, anderseits aber mit Bewußtseinsvorgängen so viele physische Begleiterscheinungen verknüpft, daß wir zu dem Schlusse gelangen: es besteht zwischen seelischen und leiblichen Vorgängen eine durchgängige Korrespondenz. Bestimmten Modifikationen, Veränderungen, Abläufen auf dem Gebiete des seelischen Lebens entsprechen bestimmte physische Besonderheiten. Freilich nicht in der Weise besteht ein „Parallelismus", als ob sich von dem Eigentümlichen des Seelischen, den Qualitäten des Bewußtseins, etwas in den Nervenprozessen wiederfände, sondern nur so, daß für seelische Bestimmtheiten und Unterschiede sich irgendwelche Bestimmtheiten und Dif-

ferenzen im Physiologischen denken und großenteils auch empirisch konstatieren lassen. Und was nicht in besonderen einzelnen Nervenprozessen seinen physischen Ausdruck findet, wie etwa die Einheit des Bewußtseins, die synthetische, wertend-zwecksetzende und normative Funktion, das hat doch auch ein physisches Korrelat, nämlich die einheitliche Ganzheit des Organismus und seines Zentralnervensystems, den einheitlich-stetigen Zusammenhang der Nervenprozesse, die Regulation, die von der organischen Individualität an deren Teilfunktionen bewerkstelligt wird. Der psychischen Aktivität und Freiheit entspricht die (relative) Spontaneität und Selbständigkeit des Organismus gegenüber der Umwelt und Momentanreizen, eine biologische Aktivität und Selbstentwicklung, die um so höher steht, je differenzierter und zugleich zentralisierter der Organismus ist. Es ist eben ein- und dasselbe Lebendige und Leben, das seine Grundeigenschaften in seinen beiden Manifestationen gleichermaßen bekundet. Die physische Organisation ist die Aeußerung, die sichtbare Ausdruck der seelischen; in zwei Sprachen gleichsam wird derselbe Sinn, dieselbe Idee zur Darstellung gebracht.

Wenn aber auch nicht eigentliche Wechselwirkung zwischen Geistigem und Körperlichem anzunehmen ist, finden doch unstetig Wechselbeziehungen zwischen beiden Daseins- oder Erscheinungsweisen des Lebens statt. Hierbei ist zweierlei wohl zu unterscheiden. Gleichzeitig mit dem Auftreten von Vorstellungen, Gedanken, Wollungen u. s. w. gehen, als deren unmittelbare Aeußerungen, Gehirnprozesse vor sich, bestehend in Umsetzungen potentieller in aktuelle Energie innerhalb bestimmter Zentren und Zentralverbindungen. Der Willensimpuls z. B., den

jemand bei einer Körperbewegung aufbringt, hat einen zentralen Vorgang zur Begleiterscheinung oder „Parallele". Die Körperbewegung selbst aber ist nicht schon gleichzeitig mit dem Willensimpuls da, sondern folgt diesem, bezw. dessen Korrelat im Gehirn der Zeit nach, ist aber die Folge oder Wirkung desjenigen Lebensmomentes, das sich dem Psychologen als Impuls, dem Physiologen als Hirnprozeß darstellt; „parallel" gehen ihr diejenigen psychischen Wirkungen, die sich an den Willensimpuls knüpfen (Muskel-, Bewegungsempfindungen u. dergl.). Man kann, in loser Ausdrucksweise, sagen, daß psychische Vorgänge physische Effekte haben und umgekehrt, wenn man nur den Gedanken festhält, daß die körperliche Wirkung auf Rechnung der physischen „Seite" des ihr vorangehenden psychischen Geschehens zu setzen ist, und daß es anderseits die psychische Seite eines physischen Vorgangs im Organismus ist, die als eigentliche Ursache der seelischen Wirkung desselben in Betracht kommt. Der Schein einer eigentlichen Wechselwirkung zwischen Seele und Leib entsteht dadurch, daß man von der einen (nie fehlenden) Seite des organischen Geschehens abstrahiert oder aber, daß diese nicht ins (zentrale) Bewußtsein tritt, unbewußt bleibt, so wie dies auch bei dem „Innensein" der die Sinnesempfindungen auslösenden äußeren Reize der Fall ist.

Eine Wechselbeziehung zwischen Seele und Leib besteht auch in der Weise, daß das höhere seelische, „geistige" Leben das Sinnlich-Triebhafte (sog. „Physische") zu beeinflussen vermag und daß umgekehrt letzteres auf das Geistesleben, z. B. auf das Denken, fördernd oder hemmend einwirkt. Auch kommt es wiederholt zu einer „Mechanisierung" seelischer Prozesse, d. h. sie werden durch Uebung schließlich automatisch,

„unbewußt", sie „verleiblichen" sich. Das „Leibliche" oder „Physische", von dem hier die Rede ist, bedeutet aber nicht das Körperliche im Sinne des durch die physikalische Begriffsbildung verarbeiteten Erfahrungsmaterials, sondern eben nur die unmittelbare Daseinsweise des Leibes in der Form eines Komplexes von Vitalempfindungen, instinktiv-automatischen, impulsiven, triebhaften, reflexmäßigen Zuständen und Reaktionen.

3. Aufgabe und Methoden der Psychologie.

Die Psychologie ist die Wissenschaft von den Tatsachen und Gesetzen des Seelenlebens. Sie hat es mit dem psychischen Erleben selbst zu tun und braucht die Ergebnisse der Physiologie nur als Hilfsmittel für ihre Forschung. Der Psychologe will die Mannigfaltigkeit der Bewußtseinsvorgänge soweit erkunden, als sich überhaupt Arten und Abarten derselben finden lassen, und er will jede einzelne Art von Erlebnissen möglichst genau erkennen, sie ihren Eigentümlichkeiten nach erfassen. Die Basis aller Psychologie bildet eine „Phänomenologie", die auf das Verständnis des Wesens jeder Art von Bewußtseinsphänomenen abzielt, es begrifflich fixiert. Diese Phänomene werden in ihren Unterschieden von einander und betreffs ihr spezifischen Merkmale „beschrieben", gekennzeichnet. Die deskriptive geht in die analytische Psychologie über, indem die komplexen zusammengesetzten Bewußtseinsgebilde in ihre Elemente (bezw. Momente) zerlegt werden, wobei darauf geachtet werden muß, auch die weniger bewußten Bestandteile oder Faktoren eines Bewußtseinsinhalts heranzuziehen. Ferner darf man nicht glauben, daß die Elemente, in die sich seelische Komplexe gliedern lassen, im-

mer schon vor den Komplexen bestehen. Es gibt psychische Elemente, die sich wohl durch isolierende Abstraktion aus einem Bewußtseinsinhalt herausanalysieren lassen, aber nicht selbständig und getrennt vorkommen. Dazu kommt noch, daß ein seelischer Komplex meist nicht die bloße Summe seiner Bestandteile, sondern ein einheitliches Ganzes ist, das diesen letzteren gegenüber qualitativ ein Neues darstellt, das Produkt einer „schöpferischen Synthese."

Geht man der Entstehung von Bewußtseinsformen nach und sucht die zeitlich in der Entwicklung des Subjekts voranliegenden, in der Regel einfacheren seelischen Faktoren auf, so bedient man sich der genetischen Methode, die sowohl auf einzelne Bewußtseinsphänomene als auch auf das Seelenleben eines Individuums oder einer Gesamtheit von solchen angewendet werden kann. Durch Verbindung der beiden letztgenannten Methoden gelangt die Psychologie zu einer Dynamik des Seelenlebens, zur Erforschung des seelischen Triebwerkes, der Kräfte, welche in der psychischen Kausalität, in Auswirkungen von Bewußtseinsvorgängen zur Betätigung kommen. Endlich geht die Psychologie darauf aus, auf induktivem Wege zu Gesetzen (und Gesetzmäßigkeiten) des seelischen Geschehens vorzudringen, d. h. zu allgemeinen Kausalverknüpfungen innerhalb des Gebietes der Bewußtseinsphänomene. Daß es psychische Kausalität und Gesetzlichkeit gibt, steht fest; die Bewußtseinsvorgänge sind keineswegs bloße „Epiphänomene", Begleiterscheinungen der Gehirnprozesse, sondern bringen den inneren Zusammenhang der Lebensfunktionen in ihrer Weise selbständig zum Ausdruck, in ihnen ist das Leben ebenso wirksam wie in den Nervenprozessen als solchen ein Teil des vitalen Geschehens vom Standpunkt der äußeren

Erfahrung sich darstellt. Ebenso ist die „Finalität", die Zielgerichtetheit des Lebens, etwas der physischen und der psychischen Manifestationsweise desselben Gemeinsames. So kann der Psychologe auch den Zweckbegriff auf das Seelische anwenden, indem er fragt, was die verschiedenen psychischen Funktionen für die Erhaltung und Bedeutung des Seelenlebens und des Subjekts bedeuten; hierbei muß er aber die ursprünglichen von den gewordenen, erst durch Entwicklung entstandenen Ziele und Zwecke wohl unterscheiden; er darf nicht Zweckvorstellungen und überhaupt Ideen, die einer späteren Stufe angehören, in primitive oder frühere Stadien der Entwicklung zurück projizieren.

Wie kommt man aber an das Psychische heran, auf welchem Wege lernen wir es kennen? Sinnlich wahrnehmbar ist es nicht, es ist ja kein äußeres Naturobjekt. Die Quelle aller psychologischen Erkenntnis ist schließlich immer die innere Wahrnehmung. Diese ist unmittelbar. Nicht etwa, als ob es nicht einer denkenden Verarbeitung ihrer Daten bedürfte, um zur Gewinnung allgemeingültiger psychologischer Tatsachen zu gelangen, wohl aber in dem Sinne, daß von dem, was ihren Inhalt bildet, nichts abstrahiert wird; vielmehr bildet die Gesamtheit der inneren Wahrnehmungsinhalte in deren Bezogenheit auf ein erlebendes Subjekt den Gegenstand des psychologischen Interesses. Die „innere Wahrnehmung" bedeutet hier den Inbegriff der einzelnen Bewußtseinserlebnisse selbst, deren Auftreten, Dasein (als Vorstellung, Gefühl, Denkakt u. s. w.). In einem engeren Sinne ist die innere Wahrnehmung aber mehr als dieses Auftauchen, Präsentsein von Erlebnissen, sie schließt dann auch ein Urteil über das „Haben", das Kommen und Gehen von Bewußt-

seinsinhalten ein. Auf Grund wiederholter und einheitlich zusammengefaßter innerer Wahrnehmungen bildet sich die „innere Erfahrung", die konkrete Erkenntnis von dem Ablauf des eigenen seelischen Geschehens, die mit derjenigen anderer Subjekte verglichen werden kann.

Die innere Wahrnehmung wird zur Selbstbeobachtung, indem sich die Aufmerksamkeit aktiv, beim Psychologen planmäßig, auf psychische Vorgänge richtet. Zum Unterschiede von der Beobachtung körperlicher Dinge kann die innere Beobachtung nur indirekt ausgeübt werden, d. h. aus der Erinnerung, nicht im Momente des Erlebnisses selbst. Gemütsbewegungen z. B. (Affekt des Zornes u. dergl.) lassen während ihres Auftretens keine Beobachtung zu, die Seele ist zu sehr erregt, zu sehr okkupiert. Oder es kommt zum Beobachtungswillen; dann ist eben der Affekt schon teilweise abgeklungen, oder aber wird durch die Beobachtung (— die ja auch ein psychischer Vorgang ist —) der Verlauf der Gemütsbewegung abgeändert oder ganz sistiert. Der Wille zur Selbstbeobachtung und diese selbst modifizieren oder beseitigen das zu Beobachtende, wenn nicht der Weg beschritten wird, daß man möglichst unmittelbar im Anschluß an ein seelisches Erlebnis, vermittelst der noch frischen Erinnerung an dieses, es zum Gegenstande des Forschens macht. Notwendig ist es, analoge Erlebnisse in einer gewissen Anzahl von Fällen zu haben, damit die Zufälligkeiten der Situation und die Flüchtigkeit, die den meisten Bewußtseinsvorgängen eignet, möglichst kompensiert werden. Ergänzt werden die eigenen durch verläßliche Selbstbeobachtungen anderer Individuen, sowie durch Schlüsse auf die Vorgänge in fremden Seelen auf Grund von Einfühlung in diese.

Die Unzulänglichkeiten des Selbstbeobachtungs-Verfahren werden teilweise und für eine Reihe von psychischen Phaenomenen durch die experimentelle Methode beseitigt. Es handelt sich aber hier nicht um einen Gegensatz zur inneren Wahrnehmung, sondern nur um die planmäßige Leitung und Durchführung der inneren Erfahrung. Die Aussagen der Versuchspersonen werden kontrolliert, die Versuchsbedingungen variiert, die Experimente oft häufig wiederholt oder an verschiedenen Personen ausgeführt. Das psychologische Experiment besteht in der Regel darin, daß man gewisse Reize auf die Versuchsperson einwirken läßt und dann registriert, wie diese infolge der durch jene ausgelösten seelischen Erregungen mit Aussagen, bestimmten Körperbewegungen oder sonstigen physiologischen Veränderungen (Atmung, Puls u. s. w.) reagiert, wobei man sich in den psychologischen Laboratorien teilweise einer Reihe zweckmäßiger Apparate zur Zeitmessung u. s. w. bedient. Auf diese Weise wird der störende, verfälschende Einfluß gewöhnlicher Selbstbeobachtung möglichst eingeschränkt, indem die Versuchsperson die Aufgabe hat, unbefangen Erlebnisse in ihrer Psyche ablaufen zu lassen und zum Ausdruck zu bringen. Der Experimentator ersieht aus diesem Ausdruck die Unterschiede bestimmter Erlebnisse im Verhältnis zu bestimmten Reizen, er kann diese Unterschiede rechnerisch bearbeiten, oder er erkennt den Einfluß gewisser Bewußtseinsfaktoren auf das Reagieren. Der Umfang des Bewußtseins, das Wiedererkennen, die Assoziation der Vorstellungen, der Grad der Empfindlichkeit für Reize und Reizunterschiede, die Dauer von psychischen Funktionen, die Richtungsbestimmtheit von Denkprozessen, der Ausdruck der Gefühle: dies und anderes läßt

sich auf experimentellem Wege qualitativ oder auch quantitativ genauer feststellen als durch „Selbstbeobachtung" ohne jede Kontrolle. Freilich sind die Anwendungsmöglichkeiten der experimentellen Methode sowie deren Ergebnisse beschränkt; für das höhere geistige Leben kommt sie, wenn sie auch hier nicht ausgeschlossen ist, weniger in Betracht.

Zur Ergänzung der eigenen und fremden Selbstbeobachtung dient die Vergleichung seelischer Zustände bei verschiedenen Individuen, Völkern, Gesellschaften, um durch diese „komparative Methode" Gemeinsames, Typisches, Gesetzliches zu finden. Als psychologische Quellen kommen auch Tatsachen aus verschiedenen Geisteswissenschaften (Geschichte, Sprach-, Religionswissenschaft u. s. w.) in Betracht, ferner literarische Produkte, Biographien u. dergl., Hilfswissenschaften sind namentlich die Biologie, Physiologie und die Psychiatrie. Anderseits dient die Psychologie umgekehrt als eine Grundlage für alle „Geisteswissenschaften", wenn diese auch nicht in Psychologie aufgehen.

Was die Einteilung der Psychologie anbelangt, so gliedert sich diese in verschiedene Zweige und Abteilungen. Die „allgemeine" Psychologie ist insofern „Individualpsychologie", als sie das Seelenleben der einzelnen Subjekte seiner allgemeinen Beschaffenheit und Gesetzlichkeit nach darstellt, ohne aber zu übersehen, daß das individuelle Bewußtsein teilweise durch das soziale Milieu beeinflußt ist. Die „Sozialpsychologie" (kollektive Psychologie, „Völkerpsychologie") hat zum Gegenstande jene seelischen Gebilde und Prozesse, die durch das Zusammenleben der Individuen bedingt sind, aus ihrem Wechsel- und Zusammenwirken entspringen (Psychologie der Sprache, der Sitte, des

Mythus u. s. w.), sowie das psychische Verhalten der Mitglieder einer Gesellschaft oder Gruppe zu einander. Die Sozialpsychologie ist die Psychologie des „Gesamtgeistes" und seiner Auswirkungen.

In einem engeren Sinne bedeutet „Individualpsychologie" soviel wie „Typenpsychologie" („Differentialpsychologie", „Psychologie der individuellen Differenzen"). Hier handelt es sich darum, gerade die typischen Besonderungen, von denen die allgemeine Psychologie absieht, möglichst genau und umfassend zu erforschen. Daran schließen sich spezialpsychologische Untersuchungen über das kindliche und jugendliche Seelenleben und dessen Entwicklung (Kindes- und Jugendpsychologie), das geschlechtlich differenzierte Seelenleben (Sexualpsychologie, Psychologie der Frau). Ein Zweig der Seelenkunde ist auch die Tierpsychologie (die sich der „Entwicklungspsychologie" einordnen läßt), die sich vor zwei Fehlern hüten muß: sie darf die Handlungen der Tiere nicht als bloße „Reflexbewegungen" auffassen, anderseits aber nicht Ueberlegungen, Begriffe und Schlußfolgerungen, wie sie nur auf einer hohen Entwicklungsstufe und mit Hilfe der Sprache möglich sind, in das tierische Bewußtsein hinein verlegen, anstatt sich mit der Annahme von Triebvorgängen, Gedächtnisleistungen, Vorstellungsassoziationen und dergl. zu begnügen.

Die „angewandte Psychologie" hat Gebiete des kulturellen Lebens zum Gegenstande, die in eine Praxis ausmünden, z. B. das Rechtswesen (wo besonders die „Psychologie der Aussage" wichtig ist), die Erziehung u. a. Hierher gehört auch die „Psychotechnik", welche (zum Teil auf experimentellem Wege) die Fähigkeiten der Individuen zu bestimmten Berufsleistungen

prüft und eine maximal zweckmäßige, ökonomische und produktive menschliche Arbeit ermöglicht.

Die (von S. Freud begründete) „Psychoanalyse" beruht auf der Bewußtmachung seelischer (affektbetonter) Zustände, die das Individuum „verdrängt" hat, aber so, daß diese Zustände nicht abgeklungen sind und vom Unbewußten aus das übrige Seelen- und Nervenleben störend beeinflussen, hierbei zu verschiedenen, z. T. pathologischen Reaktionen führend. Indem durch analytische Sondierung das Verdrängte hervorgelockt, ins Bewußtsein gerufen und einem normalen „Abreagieren" zugeführt wird, kann z. T. eine Heilung des an seelischen Verdrängungen (von Wünschen, Trieben, namentlich erotischer Art) Leidenden erfolgen. Wenn — wie dies im Laufe der Entwicklung der Psychoanalyse — der Begriff des Erotischen weiter gefaßt wird, als der des Sexuellen und wenn ferner genügend bedacht wird, daß es für einen Teil des unbewußt Gewordenen besser ist, noch weiter zurückgedrängt zu werden, und wenn schließlich eine gewisse Willkür der Deutung, die (z. B. bei der Interpretation der Träume) an die Fehler einer „Reflexionspsychologie" erinnert, vermieden wird, dann ist nicht zu leugnen, daß die Psychoanalyse viele wertvolle Resultate zu zeitigen vermag, insbesondere durch die Erforschung der Wirksamkeit der Triebe und emotionalen Vorgänge auf dem Gesamtgebiet des geistigen Lebens.

4. Die psychischen Grundfunktionen.

Wie schon bemerkt wurde, ist das Seelenleben eines Individuums keine bloße Summe von Vorgängen und Zuständen, sondern ein einheitlicher Zusammenhang, ein im Ganzen stetiger Prozeß des Erlebens mit einer innerlichen Ent-

wicklung, in deren einzelnen Momenten,, Phasen, Richtungen sich die Totalität, die Organisation des erlebenden Subjekts entfaltet und auswirkt. Diese Entwicklung geht sowohl ,,ontogenetisch" (bei dem Einzelnen) als ,,phylogenetisch" (bei der Art) von einfachen, primitiven, wenig differenzierten zu komplizierteren, reichhaltigeren Gesamtzuständen über. Hierbei treten neue Bewußtseinsinhalte auf, die aus einer bloß additiven Verbindung vorangehender Zustände nicht abzuleiten sind, wenn sie auch durch diese bedingt sind. In diesem Sinne ist die seelische Entwicklung eine ,,schöpferische" wie die des Lebens überhaupt. Selbstverständlich erfolgt aber die Entwicklung des Seelischen nicht ohne Beeinflussung des Subjekts durch die Umwelt; die von dieser ausgehenden Reize wirken mit den Anlagen der psychophysischen Organisation zusammen, es findet eine ,,Konvergenz" (im Sinne von W. Stern) statt.

Die psychischen Zustände sind nicht eine Art von Dingen, die sich von selbst mit einander verbinden und selbständig wirken können. Was in ihnen zu tiefst wirkt, das ist die Psyche, die durch alle ihre Modifikationen hindurch ihre Ganzheit und Einheit bewahrt. Die Wechselbeziehungen der Bewußtseinsvorgänge beruht letzten Endes auf dem Umstande, daß bestimmte Modifikationen des erlebenden Subjekts dieses zu bestimmten anderen Modifikationen und Reaktionen führt, in welchen allen (und deren Zusammenhängen) die Seele das Gesetz ihres Wesens erfüllt, ihre (gattungsmäßige und zugleich individuelle) Eigenart bekundet. Die einzelnen Bewußtseinsvorgänge sind jeder ein Ausdruck der seelischen Natur, Richtungen ihrer Betätigung, Funktionen als Glieder eines Systems. Diese Funktionen lassen sich kausal, als Ur-

sachen und Wirkungen anderer Funktionen der Psyche, erklären; zugleich sind sie teleologisch denkbar, und dann erscheinen sie als gerichtet auf das Grundziel des erlebenden Subjekts, auf dessen Selbsterhaltung und Selbstentwicklung. Das „Werde, was du bist" gilt hier durchaus. Was die psychophysische Organisation an Anlagen, Potenzen, enthält, das tritt im Verlaufe eines Lebens zutage, es wird verwirklicht.

Die „Anlagen" (Dispositionen), von denen hier die Rede ist, bedeuten nicht für sich wirkende, selbständige „Seelenvermögen", sondern nur innere Bedingungen, sich in bestimmten Richtungen zu betätigen; sie sind aber nicht abstrakte Möglichkeiten, sondern besitzen einen dynamischen Wert, sind Kräfte, die nach Wirksamkeit streben. In die Seele kommt nichts von außen hinein, sie bringt ihren gesamten Inhalt selbst hervor, wenn auch nicht ohne Auslösung ihrer Spannkräfte durch äußere Reize. Solche Spannkräfte eignen der Seele teils ursprünglich (von Geburt, durch Vererbung), teils erwirbt sie solche im Ablaufe ihres Lebens; teils sind diese „Dispositionen" unbestimmter, allgemeiner gerichtet, mit einem gewissen „Wirkungsspielraum", teils handelt es sich um ganz spezielle Anlagen (z. B. zum Rechnen oder Zeichnen). Von Anfang an tritt die Seele als ein Kräftesystem auf; sie verhält sich niemals rein passiv, sondern teils aktiv (im engeren Sinn), teils wenigstens reaktiv. Die psychischen Funktionen sind also Aktionen und Reaktionen des erlebenden Subjekts, Richtungen der seelischen Dynamik.

Wenn wir nun als psychische Grundfunktionen drei Klassen von Bewußtseinsvorgängen unterscheiden: intellektuelle, emotio-

nelle und volitionelle Funktionen, so soll damit nicht das Nebeneinanderbestehen gesonderter Vermögen der Seele angenommen werden. Es gibt kein Bewußtseinserlebnis, das nur einem dieser Gebiete angehören würde, kein reines Vorstellen, Fühlen, Wollen. Vielmehr weist jedes seelische Geschehen einen Empfindungs- oder Vorstellungsbestandteil, eine Gefühls- und Willensseite auf. Doch kann bald die eine, bald die andere dieser Seiten fast gänzlich zurücktreten, unmerklich bleiben oder von relativ geringer Bedeutung sein. Jedenfalls ist es möglich, das Hauptaugenmerk auf eine einzige dieser Seiten zu richten und sich mit dem Intellektuellen, Emotionellen oder Volitionellen als solchen zu beschäftigen. Das ergibt dann eine Psychologie des Vorstellungslebens, des Gefühlslebens, des Willenslebens.

Hat man einmal aus dem „Strom" des Bewußtseins eine solche Mannigfaltigkeit von Grundfunktionen bezw. von Klassen psychischer Vorgänge herausgehoben, so geht es nicht an, etwa eine derselben zur Grundlage zu machen, auf die man die anderen zurückführt. Vor allem ist es unmöglich, nach Art einer „intellektualistischen" Psychologie den ganzen Reichtum des Seelischen aus den Empfindungen und Vorstellungen abzuleiten. Gefühls- und Willenslensvorgänge sind etwas Eigenartiges, das sich nicht auf intellektuelle Elemente oder Kombinationen solcher zurückführen läßt, und ohne Berücksichtigung des Emotionellen und Volitionellen wird die psychologische Erklärung unmöglich oder völlig unzulänglich. Anderseits wäre es auch verfehlt, etwa im Willen einen elementaren Vorgang oder eine Sonderkraft zu erblicken, aus der das Vorstellen und Erkennen entspringen soll. Doch kann die Psychologie insofern einen

„voluntaristischen" Charakter haben, als man (im Sinne W. Wundt's) im Willensvorgang (im weiteren Sinne) das vollständige psychische Geschehen erblickt, das zwar nichts Elementares, aber etwas qualitativ Spezifisches ist und zu dem als Momente Empfindungen (bezw. Vorstellungen) und Gefühle gehören. Versteht man hier unter „Wille" das Streben überhaupt, so kann man sagen: ein seiner Ganzheit nach betrachtetes, voll entfaltetes Bewußtseinsgeschehen ist eine Reaktion des Subjekts, die als eigenartiger Verlauf ein „Willensvorgang" ist, an dem sich als Glieder oder Seiten intellektuelle und emotionelle Faktoren herausheben lassen. Diese Teilfaktoren können durch Hemmung oder Verkürzung des Totalvorgangs für sich allein im Bewußtsein auftreten, dann haben wir ein verhältnismäßig reines Vorstellen oder Fühlen vor uns. Doch fehlt keines der Momente ganz, und jedenfalls ist das Primäre nicht etwa ein solcher Teilfaktor, sondern ein noch ungegliedertes Totales, das den Charakter einer Willensreaktion im weitesten Sinne, eines dumpfen Strebens, besitzt. Eine tiefere Analyse des Seelenlebens zeigt, daß dieses auch da, wo scheinbar rein intellektuelle Prozesse obwalten, Strebungen zum Triebwerk hat. Das Streben kann sich ganz nach innen wenden, bloß auf die Erhaltung eines bestimmten Zustandes sich richten, durch andere Strebungen gehemmt sein, nur in seinen Aeußerungen zum Bewußtsein kommen — ganz fehlt es niemals. Vergessen wir auch nicht, daß die psychischen Vorgänge Lebensakte sind und diese direkt oder indirekt auf ein Handeln im Sinne der Anpassung des Lebewesens an die Umwelt oder dieser an jenes hinauslaufen. Durch Empfindungen und Vorstellungen erhält das Subjekt Kunde von den Veränderungen in der Welt;

die Gefühle der Lust und Unlust sind Symptome für die Angemessenheit oder Unangemessenheit der reizbedingten Erregungen des Organismus oder bestimmter Partien desselben; diese emotionellen Zustände führen zu (äußeren oder inneren) Willenshandlungen, durch welche sich das Subjekt mit den Objekten ins Gleichgewicht setzt, sich in der Umwelt behauptet oder diese sich dienstbar macht. Vom Standpunkte der äußeren Erfahrung aus betrachtet, stellt sich das Verhalten des Organismus als ein Zusammenhang von Körperbewegungen dar, zu denen auch die Auslösungen von Muskelkontraktionen seitens des Nervensystems gehören. Dem entspricht psychologisch die Tatsache, daß sich an die meisten seelischen Erregungen Bewegungsimpulse oder wenigstens Tendenzen zu solchen, motorische „Einstellungen" knüpfen, die den Bewußtseinsvorgängen den Charakter von Momenten ausgeführter oder bloß eingeleiteter oder gehemmter Aktionen und Reaktionen verleihen.

In Bezug auf die Entwicklungsstufe des Seelenlebens sind von den „primären" Bewußtseinsvorgängen die „sekundären" (bezw. auch „tertiären") Funktionen zu unterscheiden. Zu den ersteren gehört alles Elementare, Sinnliche, Triebhafte, alles, was unmittelbar als solche Erregung auftritt; zu den letzteren rechnet man die Vorstellungen und deren Verbindungen, die Denk- und Phantasieakte, die intellektuellen, moralischen, aesthetischen Gefühle, die eigentlichen Willensakte, kurz das „Geistige" im Sinne des komplizierteren, vermittelteren, aktiveren Bewußtseins.

I. Teil.

Die intellektuellen Vorgänge.

5. Die Empfindung.

Die auf Erkenntnis gerichteten Funktionen beziehen wir, um sie einheitlich zusammenzufassen, auf den Intellekt, der also nicht ein besonderes „Seelenvermögen" ist, sondern in jenen Funktionen, bezw. in einer Reihe von Anlagen und Dispositionen zu solchen, wirksam ist. Der „Intellekt" im engeren Sinne wird der „Sinnlichkeit" gegenübergestellt, deren Daten er zu verarbeiten hat. Da aber den Ausgangspunkt intellektueller Betätigung die Sinneswahrnehmung bildet, so kann, besonders wenn man das Intellektuelle im weiteren Sinne vom Gefühls- und Willensmäßigen unterscheidet, die Empfindung (als ein Bestandteil der Sinneswahrnehmung) mit in die Untersuchung der intellektuellen Funktionen einbezogen werden.

Während der populäre Sprachgebrauch oft „Empfindung" und „Gefühl" vermengt, unterscheidet die Psychologie scharf zwischen beiden. Unter „Gefühl" versteht man hier nur einen Zustand der Lust oder Unlust, der sich zwar an eine Empfindung heften kann, aber nie mit ihr identisch ist. Die Empfindung selbst besteht in dem Auftreten einer bestimmten, einfachen, nicht näher beschreibbaren, nur erlebbaren Qualität, die zu einem „Reiz" in Beziehung steht, durch ihn in der Psyche ausgelöst wird. Sinnesempfindungen sind Erlebnisse, welche ein Subjekt auf Grund der Erregung eines Sinnesorganes durch irgendeinen Vorgang außerhalb oder innerhalb des Organismus zu haben genötigt ist. Solche Erlebnisse sind z. B. der Farbeneindruck rot, der gehörte Ton C, der Eindruck des Glatten, das „Süße" u. a. Den verschie-

denen „Sinnen", d. h. an Sinneswerkzeuge geknüpften Fähigkeiten, auf Reize, Eindrücke bestimmter Art zu antworten, eignen verschiedene, miteinander qualitativ nicht vergleichbare („disparate") Empfindungen als ebenso viele Zeichen, durch die sich uns Veränderungen in der Umwelt und an unserem Organismus kundgeben. In der Regel bilden die Empfindungen Bestandteile von Wahrnehmungen, d. h. wir beziehen das sinnlich Erlebte auf Dinge, glauben durch die Sinnesdaten die Eigenschaften der Dinge selbst zu erfassen. Der Komplex von Merkmalen, der nun als Repräsentant eines Dinges erscheint, ist eine „Wahrnehmung" (als „Inhalt" eines Wahrnehmungsvorgangs), und wenn wir aus einem solchen Ganzen durch isolierende Abstraktion die Sondermerkmale herauslösen, so bekommen wir einzelne „Empfindungsinhalte." Absolut reine, separierte Empfindungen gibt es nicht, doch nähert man sich in gewissen Zuständen (z. B. des Halbschlummers) dem, was man als relativ reines Empfinden bezeichnen kann.

Der die Empfindung auslösende, als physikalische oder chemische, mechanisch-energetische Veränderung sich darstellende Vorgang heißt (Sinnes-)„Reiz", der als „äußerer" und „innerer (physiologischer) Reiz auftritt. „Adaequat" ist derjenige Reiz, dem seiner Natur nach eine bestimmte Art von Empfindungen entspricht (z. B. Lichtwellen als Auslöser von Farbenempfindungen). Tatsache ist es, daß auch auf nichtadaequate Reize ein Sinnesorgan in gleicher Weise reagieren kann wie auf den adaequaten (z. B. erregt ein Schlag auf das Auge ebenfalls eine Lichtempfindung). Aber das „Gesetz der spezifischen Sinnesenergie" braucht keineswegs dahin interpretiert zu werden, als ob die Sinnes-

organe primär auf die inadaequaten Reize in gleicher Weise antworteten, sondern es ist anzunehmen, daß auch die inadaequaten Reize in den Sinnesorganen adaequate Reize (z. B. im Auge einen photochemischen Prozeß) zur Folge haben, und daß vermöge einer phylogenetisch entstandenen Anpassung an die adaequaten Reize die betreffenden Empfindungen diesen in konstanter Weise zugeordnet, also nicht rein „subjektiv" sind.

Jeder Empfindung kommt als Merkmal eine „Qualität" zu; so z. B. tritt die Empfindungsmodalität „Farbe" in den Qualitäten rot, grün u. s. w., die Gehörempfindung in den Qualitäten „Ton C", Knall u. s. w. auf. Nicht allen Eigenschaften der Dinge entsprechen Empfindungsqualitäten, so z. B. können wir das objektive ultra-violett nicht empfinden. Ein weiteres Merkmal ist die „Intensität", die Stärke oder der Grad der Empfindung im Vergleich mit anderen Empfindungen gleicher Qualität (z. B. ein lauter oder leiser Ton). Die Empfindungsstärke entspricht dem Grade der Sinnes- und Nervenerregung und ist abhängig von der Intensität des Reizes, kann aber durch Aufmerksamkeit und Uebung beeinflußt werden, auch durch das Verhältnis zu anderen Empfindungen, das überhaupt von Bedeutung für das Empfinden ist (Relativität der Empfindung). Zu den Merkmalen der Empfindung kann man auch ihren „Gefühlston" (Lust- oder Unlustbehaftung) rechnen, ferner ihre räumliche und zeitliche Bestimmtheit.

Unmittelbar lassen sich Empfindungen ihrer Intensität nach mit einander vergleichen und so ungefähr (als stärker oder schwächer) schätzen. Aber eine „Meßbarkeit" der Empfindungen ist nur indirekt, in deren Verhältnis zu den Reizen,

möglich. Damit beschäftigt sich die (insbesondere durch Fechner begründete) Psychophysik. Diese ermittelt das Maß der „Empfindlichkeit" für Reizstärken und Reizunterschiede („Unterschiedsempfindlichkeit"). Nicht bei jeder Intensität erregt ein Reiz eine Empfindung; um eine „ebenmerkliche" Empfindung auszulösen, muß der Reiz eine gewisse Mindeststärke haben. Diese „Reizschwelle", der die „Empfindungsschwelle" entspricht, ist nicht absolut konstant, sondern durch die individuelle Beschaffenheit des Empfindenden, durch Aufmerksamkeit, Uebung modifizierbar. Mit der wachsenden Reizstärke nimmt die Empfindungsintensität zu, aber nicht über einen bestimmten Grad des Reizes (die „Reizhöhe") hinaus. Diejenige Größe des Zuwachses, den ein Reiz erhalten muß, damit eine von der ersten verschiedene Empfindung erlebt werden kann, ist die „Unterschiedsschwelle". So z. B. muß ein Schallreiz um 1/3 stärker sein als ein vorhergehender oder gleichzeitiger, damit wir merken, daß unsere zweite Gehörempfindung intensiver ist als die erste; auch bei Druckreizen beträgt die Unterschiedsempfindlichkeit 1/3, bei Lichtreizen 1 Hundertstel u. s. w. Je kleiner Reiz- und Unterschiedsschwelle, desto größer sind die Empfindlichkeit und Unterschiedsempfindlichkeit, für die es also einen indirekten Maßstab gibt. Durch Versuche (von E. H. Weber u. a.) hat sich herausgestellt, daß (in mittleren Lagen) das Verhältnis der Unterschiedsschwelle zur Reizschwelle auf jedem Sinnesgebiet konstant ist, d. h. daß ein Reiz immer um einen bestimmten Bruchteil seiner Intensität verstärkt werden muß, wenn für die Empfindung ebenfalls ein Unterschied sich zeigen soll. Ist bei Druckempfindungen der Reiz ein 1 Kilogramm-Gewicht, so merkt man erst bei 1 1/3 Ki-

logramm einen Empfindungsunterschied; wenn ein 2 Kilogramm-Gewicht, erst bei 2⅔ Kilogramm u. s. w. („Weber'sches oder Psychophysisches Gesetz").

Je stärker ein Reiz, desto größer muß der Zuwachs sein, damit eine Reizsteigerung bemerkbar wird. Weiter geht Fechner, der den (von ihm als gleich groß betrachteten) ebenmerklichen Empfindungsunterschied als psychische Maßeinheit nimmt. Während die Reize in geometrischem Verhältnis zunehmen (1, 2, 4, 8 . . .), wachsen die Empfindungen in arithmethischer Progression (1, 2, 3, 4 . . .) oder proportional den Logarithmen der Reizstärken. Die Fechner'sche Annahme wird stark bestritten. Das Weber'sche Gesetz ist wohl (nach Wundt) als ein Spezialfall des Gesetzes der Relativität psychischer Zustände, als ein Gesetz der Vergleichbarkeit psychischer Größen nur nach derem relativem Wert, anzusehen.

Eine Empfindung kann nur dann auftreten, wenn die durch einen Reiz bewirkte Erregung des Sinnesorganes vermittelst eines Nerven zum Gehirn (oder dem, was ihm entspricht) geleitet wird. Während bei den niedersten Tieren noch die gesamte äußere organische Masse empfindungsfähig ist, differenziert sich aus ihr später ein besonderes, der Aufnahme und Leitung von Reizen dienendes Gewebe. Dieses Nervengewebe wird bei dem Menschen zu einem hochkomplizierten, feinststrukturierten Zentralnervensystem, zu dem noch das (für das emotionale Geschehen u. a. bedeutsame) „sympathische" Nervengewebe kommt. Das Nervensystem ist eine Art Konzentration der gesamten organischen Funktionen, es reguliert direkt und indirekt das Zusammenwirken derselben und dient ihrer Anpassung an die Umwelt.

Es speichert in Form struktureller Anlagen und potentieller Energien die in der Vergangenheit nicht bloß der Individuen, sondern auch der ganzen Art erlittenen Eindrücke auf und ermöglicht auf Grund dieses „organischen Gedächtnisses" und dieser „organischen Erfahrung" ein in hohem Maße zweckmäßiges, dabei aber nicht starres, sondern variables Reagieren des Organismus. Ein Hineinwirken der Vergangenheit in die Gegenwart und zugleich eine Antizipation der Zukunft ist eben dem Leben eigentümlich, und diese Eigenschaft zeigt sich wie im Seelischen so auch im physischen Ausdruck desselben.

Die Nerven sind Bündel von Nervenfasern; der „Achsenzylinder", der Hauptbestandteil derselben, verästelt sich an einem Ende in den „Dendriten". Seinen Ausgang nimmt der Achsenzylinder von einer Nerven- oder Ganglienzelle, deren es verschieden große gibt und die zu Gruppen (Ganglien) vereinigt sind. In den erregten Nerven findet ein chemischer Prozeß statt, ein Abbau (eine „Dissimilation"), dem nach Abklingen der Erregung ein Wiederaufbau plasmatischer Substanz (eine „Assimilation") folgt. Während man früher annahm, daß die Ganglien und Nerven eine stetige Verbindung aufweisen, lehrt die „Neuronen-Theorie", daß bei einer Reizung die Dendriten eines Nerven die Ganglienzelle nur näher umfassen, aber nicht durch sie hindurchgehen. Je nachdem ein Nerv eine Erregung zum Gehirn leitet und der Empfindung dient, oder einen Gehirnimpuls zu Muskeln oder anderen Organen übermittelt, gehört er zu den zentripetalen „sensiblen" oder zu den zentrifugalen „motorischen" Gehirnnerven, von denen es im Ganzen zwölf Paare gibt; dazu kommen 31 Rückenmarks-Nervenpaare sensorisch-motorischer Art sowie eine

Reihe intrazentraler Nerven. Die (aus rötlich-grauer Substanz bestehenden) Ganglien bilden verschiedene Zentren als Ausgangs- und Endpunkte von Erregungen. Das Hauptzentrum ist das Gehirn. Während das „Kleinhirn" motorischen Regulationen dient, ist das (aus zwei „Hemisphären" bestehende) Großhirn das Hauptorgan der Bewußtseinsvorgänge. Nicht als ob die Erregung in dem übrigen Nervengewebe völlig „apsychisch" ohne jede „Innerlichkeit" sein müßten, aber damit es zu einem zentralisierten Bewußtsein des Subjekts als Ganzen kommen kann, müssen bestimmte Partien des Großhirns, genauer der Großhirnrinde mit ihren Furchen und Windungen erregt werden und funktionsfähig sein.

Bei Zerstörungen gewisser Hirnpartien fallen bestimmte Seelenvorgänge aus. Wenn auch bei jedem Bewußtseinsprozeß ein Zusammenwirken vieler Gehirnzellen und Gehirnpartien stattfindet, so besteht doch eine gewisse Hirn-Lokalisation, insofern es für eine Reihe von Funktionen bestimmte „Zentren" (für das Sehen, Hören, Sprechen, Sprachverständnis u. s. w.) gibt. Außer den „kortikalen" gibt es auch „subkortikale" Zentren („Verlängertes Mark", „Brücke", „Vierhügel", „Sehhügel" u. a. Das verlängerte Mark geht in das Rückenmark über, welches ohne bewußte Impulse erfolgende „Reflexbewegungen" vermittelt. Was die Höhe der Geistesentwicklung anbelangt, so kommt es, abgesehen von einer gewissen Mindestmenge an Hirnsubstanz, nicht so sehr auf das Gewicht dieser an, als auf die Ausdehnung der Großhirnrinde und die Feinheit ihrer Struktur.

6. Die Gemeinempfindungen.

Man unterscheidet in der Regel „Gemein-

empfindungen" und „Sinnesempfindungen." Während letztere von eigenen Sinneswerkzeugen ausgehen, sind jene weniger differenziert und lokalisiert; sie beruhen auf Reizen, die von den verschiedensten Körperteilen, äußeren und inneren Geweben ausgehen. In dem sogen. „Lebensgefühl" kommt das Resultat des Zusammenwirkens der jeweiligen Erregungen des Gehirns durch die verschiedenen Lebensfunktionen zum Ausdruck. Dieses Lebensgefühl ist etwas Verschwommenes, Undeutliches, die verschiedenartigsten, zum Teil unterbewußten Empfindungen, Gefühle und Strebungen sind daran beteiligt; es ist das psychische Bild der Verfassung des Leibes, seines normalen oder gestörten Funktionierens und bildet den bleibenden Hintergrund unseres Bewußtseins und Selbstbewußtseins.

Zu den Gemeinempfindungen gehören die Empfindungen des Durstes und Hungers, der Sättigung, des Schauderns, des Ekels u. a. Zum Teil sind Tast- und Temperaturempfindungen mit ihnen verbunden oder es handelt sich geradezu um solche Sinnesempfindungen in bestimmter Modifikation, wie z. B. beim „Kitzel", der auf einer rasch nach einander erfolgenden („intermittierenden") Anzahl von Reizungen gewisser Hautnerven beruht. Manche Gemeinempfindungen werden „lokalisiert", wenn auch in unbestimmter Weise; so wird z. B. der Durst der auf der Trockenheit bestimmter Gewebe beruht, in den Mund als Ausgangspunkt verlegt, der Hunger in Mund und Magen, u. s. w. Der den Gemeinempfindungen anhaftende Gefühlston ist sehr stark, er beeinflußt stets mehr oder weniger unsere Gemütsstimmung und damit auch die Richtung und Energie unseres Vorstellungslebens. Da die Gemeinempfindungen großenteils subjektive Zeichen für Erfordernisse

des Organismus und bestimmter Partien desselben sind, so bilden sie einen Bestandteil sinnlicher Bedürfnisse und Triebe und erweisen sich als biologisch zweckvoll, indem sie zur Regulation organischer Störungen, zur Wiederherstellung verbrauchter Lebensstoffe und Lebensenergien den Anstoß geben.

7. Der Tastsinn.

Aus einem allgemeinen „Hautsinn" haben sich im Laufe der Entwicklung die verschiedenen Arten der Sinne herausdifferenziert. Zunächst der Tastsinn (in weiterer Bedeutung), der das Gebiet der Tast- und Druckempfindungen und der Bewegungsempfindungen (Muskel-, Sehnen- und Gelenksempfindungen) sowie den Temperatur-Sinn, d. h. die Wärme- und Kälteempfindungen, umfaßt.

Das Organ des Tastsinnes ist die Haut, genauer die „Lederhaut" (Cutis) mit ihren „Tastkörperchen" und mit den Endigungen der Tastnervenfasern. Solche, aus Nervenzellen bestehende, Gebilde gibt es mehrere; die Meißnerschen, Vater'schen, Pacinischen u. a. Tastkörperchen. An bestimmten Körperstellen sind die Tastkörperchen in größerer Anzahl vereinigt als an anderen, so an den Fingerspitzen, Lippen, an der Fußsohle; die geringste Anzahl weisen die großen Flächen des Leibes (Rücken, Brust) auf. Die Empfindlichkeit für Tastreize ist von der Größe der Ausstattung einer Hautstelle mit Tastkörperchen (bezw. Tastnerven) und von der Beweglichkeit der Hautstelle abhängig. Aufmerksamkeit und Uebung können die Tastempfindlichkeit bedeutend erhöhen, wie dies namentlich bei Blinden der Fall ist, bei denen ja der Tastsinn die fehlende Sehkraft ersetzen muß. Mittelst des „Tastzirkels" läßt sich die Unterschiedsempfindlichkeit verschie-

deuer Hautstellen prüfen, indem man untersucht, bei welcher geringsten Entfernung der beiden Spitzen des Zirkels schon ein Empfindungsunterschied, eine Zweiheit von Eindrücken verspürt wird (auf der Zungenspitze schon bei 1,1 Millimeter Abstand, auf dem Nacken erst bei ca. 67 Millimeter). Zwei Reize erzeugen keine unterschiedenen Empfindungen, wenn sie auf denselben „Empfindungskreis" auftreffen.

Durch bloße Berührung eines Körpers entstehen Tastempfindungen im engeren Sinne, die Qualitäten „glatt", „rauh", „spitz" u. dergl. Daneben gibt es noch Druckempfindungen; die Unterschiedsschwelle beträgt hier 1/3, d. h. ein Gewicht muß um 1/3 größer sein, als ein anderes, um als schwerer empfunden zu werden. Alle Tastempfindungen werden, mehr oder weniger sicher, lokalisiert, auf bestimmte Hautstellen bezogen, wohl auf Grund gewisser — von Stelle zu Stelle etwas variierender — Nüanzierungen, die man (seit Lotze) „Lokalzeichen" nennt und die auch für die Ausbildung der Raumvorstellung von Bedeutung sind. An dieser Ausbildung, die später zur Sprache kommen wird, hat der Tastsinn neben dem Gesichtssinn seinen Anteil, besonders durch die mit Gesichtsempfindungen verschmelzenden Muskel- und Bewegungsempfindungen. Durch das Betasten verschaffen wir uns auch eine Vorstellung von der Gestalt eines Körpers.

Mit der Zusammenziehung oder Streckung von Muskeln sind in verschiedenem Grade *Muskelempfindungen* verbunden, die auf der Reizung der in den Muskelgeweben verlaufenden Nervenfasern beruhen. In diesen Empfindungen kommt uns die Größe der Anstrengung zum Bewußtsein, die wir bei der Ueberwindung eines physischen Hindernisses machen müssen;

insofern tritt der Tast- oder „Muskelsinn" als ein „Kraftsinn" auf. Indem die Lage eines Bewegungsorganes, von der uns die Muskelempfindung unmittelbar Kunde gibt, bei einer (passiven oder aktiven) Bewegung eine andere wird, entsteht eine „Bewegungsempfindung", die aus Muskel- und Gelenksempfindungen als Komponenten besteht. Wir besitzen durch sie ein gewisses Maß für die Größe der ausgeführten oder auszuführenden Bewegung (bei letzterer vermöge der Bewegungsvorstellung). Muskel- oder Spannungsempfindungen gehören zu den ständig vorhandenen psychischen Vorgängen, da sie mit allen Funktionen der Aufmerksamkeit, nicht nur mit dem aktiven Sehen, Hören u. s. w., sondern auch mit Denk- und Willensakten verbunden sind.

Es gibt auch taktile „Sinnestäuschungen;" wenn man z. B. eine Kugel mit zwei übereinander gelegten Fingern betastet, so glaubt man zwei Kugeln wahrzunehmen. Amputierte können scheinbar in einem fehlenden Gliede Schmerz empfinden. Wenn wir einen Stock auf den Boden aufdrücken, so verlegen wir eine hierbei erlittene Druckempfindung an die Stockspitze.

Der (sinnliche) Schmerz ist wohl nicht, wie manche glauben, eine besondere Art von Empfindungen, sondern bedeutet einen besonders hohen Grad der Empfindungsintensität (insbesondere auf dem Gebiete des Hautsinnes), mit dem ein Gefühl der Unlust verknüpft ist. Es gibt verschiedene Abarten des Schmerzes („stechender", „bohrender" Schmerz, u. a.). Abhängig ist die Schmerzhaftigkeit auch von der Aufmerksamkeit, Gewöhnung, individuellen Konstitution.

Der Tastsinn gehört zu den „mechanischen" Sinnen, er tritt in Wirksamkeit infolge des un-

mittelbaren Einflusses materieller Gebilde auf das Nervensystem. Einen großen Teil der Tasteindrücke beziehen wir auf die Dinge der Außenwelt, zu deren Erkenntnis die Tastempfindungen sehr viel beitragen. Vermittelst dieser Eindrücke werden wir uns des Widerstandes der Objekte ganz besonders bewußt, und so neigen wir dazu, im Tastbaren den Kern des außer uns existierenden Wirklichen, der dinglichen Realität zu erblicken. Doch muß man dessen eingedenk sein, daß Glätte, Härte, Druck u. s. w. ebensowenig wie die Empfindungsqualitäten anderer Sinnesgebiete Eigenschaften sind, die dem Realen „an sich" zukommen, sondern nur Merkmale, die dieses in Beziehung zu einem wahrnehmenden Subjekt aufweisen.

8. Die Temperaturempfindungen.

Jene molekularen Vorgänge, welche die objektive Wärme („Temperatur") eines Körpers bilden, sind der Reiz, durch welchen die Wärme- und Kälteempfindungen ausgelöst werden, die Eindrücke des „heiß", „lau", „kalt", „warm". Und zwar handelt es sich um Unterschiede der Temperatur der Umgebung, des einwirkenden Körpers von dem Wärmezustand der Haut. Wir empfinden also eigentlich nur Temperaturdifferenzen. Hat ein Körper eine höhere Temperatur als unsere Haut, so erscheint er uns warm, im entgegengesetzten Falle aber kalt. Die Relativität der Temperaturempfindung erkennen wir leicht, wenn wir in mäßig erwärmtes Wasser die rechte durch Eis abgekühlte und linke stark erwärmte Hand stecken: dasselbe Wasser erscheint uns bald heiß, bald kalt, je nach der Temperatur der Hand.

In der Haut befinden sich (neben den „Druckpunkten" und „Schmerzpunkten") Stellen

besonderer Temperaturempfindlichkeit, Nervenendigungen, deren Erregung besonders Wärme- oder Kälteempfindungen auslösen („Wärmepunkte", „Kältepunkte"). Es gibt auch „paradoxe" Kälteempfindungen, d. h. solche, die bei Reizung von Kältepunkten durch warme Gegenstände entstehen. Die Empfindlichkeit für Wärmereize ist an verschiedenen Hautstellen verschieden; am größten ist sie an der Zungenspitze. Die Temperaturempfindungen werden bei hohen Intensitäten schmerzhaft, wenn auch durch Gewohnheit, Abhärtung eine gewisse Anpassung möglich ist. Biologisch zweckmäßig sind sie, insofern gewisse Temperaturen auf den Organismus schädigend einwirken und sie diese signalisieren.

9. Die Geschmacksempfindungen.

Das Sinnesorgan für Geschmacksempfindungen ist vornehmlich die Zunge, daneben fungieren als solches auch die Lippen und der weiche Gaumen. Die Wurzel, Spitze und der Rand der Zunge insbesondere enthalten Geschmackszellen, die in Form von Papillen auftreten (Geschmackswärzchen, u. a.), an die der Geschmacksnerv herantritt. Geschmacksempfindungen können nur entstehen, indem die schmeckbaren Stoffe in flüssigem Aggregatzustande sind oder sich im Munde verflüssigen und dort (in den „Geschmacksbechern") einen chemischen Prozeß auslösen. Einfache Qualitäten der Geschmacksempfindung sind: Süß, bitter, salzig, sauer. Der „metallische" und „laugenhafte" Geschmack ist etwas aus verschiedenen Elementen Zusammengesetztes. Ueberhaupt verschmelzen mit Geschmackseindrükken oft Tast- und auch Geruchsempfindungen, von welchen jene zuweilen nicht recht unterschieden werden. Auch finden Kombinationen verschiedener Geschmacksempfindungen statt (süß-

sauer u. s. w.). Die Zungenspitze ist am empfindlichsten für das Süße, die Zungenwurzel für das Bittere, die Zungenränder für das Sauere. Die Intensität der Geschmacksempfindung ist z. T. abhängig von der Menge des im Munde aufgelösten schmeckbaren Stoffes. Wärme und Kälte sind von Einfluß auf die Stärke der Geschmacksempfindungen, ferner auch der Kontrast; so wird das Süße, wenn es nach dem ihm entgegengesetzten Bittern folgt, durch den Kontrast zu diesem als besonders süß empfunden. Die Lokalisation der Geschmacksempfindung ist ziemlich unbestimmt. Viele Eindrücke des Schmecksinnes sind stark gefühlsbetont, doch ist die Lust, die den angenehmen Geschmäcken eignet, nicht immer ein Zeichen der Zweckmäßigkeit eines Nahrungs- oder Genußmittels für die Erhaltung des Organismus als Ganzes; speziell beim Menschen ist der Instinkt in dieser Beziehung sehr wenig zuverlässig. Mit manchen Geschmäcken sind Ekelempfindungen verbunden, die auch durch zu häufiges oder langes Haben einer starken, lustbetonten Geschmacksempfindung ausgelöst werden können. Die besondere chemische Beschaffenheit mancher Organismen erklärt es, daß sich bei verschiedenen Individuen eine „Idiosynkrasie", eine außergewöhnliche Neigung oder Abneigung betreffs gewisser Geschmäcke (und Gerüche) findet, die aber auch auf Vorstellungen beruht.

10. Die Geruchsempfindungen.

Einen Geruch haben Stoffe für unser Empfinden nur, wenn sie im gasförmigen Zustande in der Nasenhöhle wirksam sind. In der obersten der ersten drei Nasenmuscheln liegt die Riechschleimhaut, die aus Riech- und Stützzellen zusammengesetzt ist und die Endigungen des

Riechnervs enthält. Durch Kontraktion der Nasenmuskel ziehen wir den Geruch ein, kommt es zu aktivem Riechen. Es gibt eine sehr große Zahl von Geruchsqualitäten, doch ist es schwer möglich, sie nach einem einheitlichen Prinzip zu klassifizieren, meistens geschieht dies nach der Art der riechenden Stoffe (ätherischer, aromatischer, balsamischer, Moschus- u. a. Geruch). Die Unbestimmtheit der Geruchsqualitäten wird noch durch deren häufige Verschmelzung mit Geschmacks- und Tastempfindungen (süßlicher, stechender, brenzlicher Geruch, u. a) erhöht. Wie Geschmäcke, so lassen sich auch Gerüche mit einander kombinieren, auch findet eine Kompensation (Verdeckung) eines Geruchs durch andere statt.

Die Empfindlichkeit für Gerüche ist groß, schon äußerst schwache Reize und Reizunterschiede machen sich subjektiv bemerkbar. So genügt schon ½ Millionstel Milligramm Moschus, um eine merkliche Geruchsempfindung auszulösen. Durch den „Olfaktometer" läßt sich die Geruchsempfindlichkeit experimentell feststellen. Uebung und Gewohnheit beeinflussen die Empfindlichkeit des Geruchs- wie die des Geschmackssinnes. Selbst gegen sehr starke und dabei unangenehme Gerüche kann man mit der Zeit ganz abgestumpft sein. Die Lokalisation ist auf dem Gebiete des Geruchssinnes wenig genau. Für die Erkenntnis sind die Geruchsempfindungen nicht sehr bedeutsam, aber sie beeinflussen mitunter stark die Stimmung und wirken vielfach infolge ihrer Assoziation mit Vorstellungen reproduzierend auf diese, können uns ganze Komplexe früherer Erlebnisse in die Erinnerung rufen, ohne daß wir wissen, daß es gerade ein bestimmter Duft ist, der uns etwa eine in der Jugend erlebte Situation vor das Auge führt.

Indem uns Gerüche davon abhalten, schädliche Substanzen einzuatmen, ist auch der Geruchssinn ein „Wächter des Lebens." Bei den Tieren ist dieser Sinn oft viel schärfer, als beim Menschen, und unter diesen erscheint er bei den Naturvölkern stärker ausgebildet.

11. Die Gehörsempfindungen.

Wenn in einem Körper durch eine Erschütterung seiner Teilchen Schwingungen entstehen, so teilen sich diese Schwingungen der Luft mit, derart, daß in dieser abwechselnde Verdichtungen und Verdünnungen, fortschreitende „longitudinale" Wellen entstehen. Gehörsempfindungen treten aber erst und nur dann auf, wenn diese Schallwellen den im inneren Ohre mündenden Hörnerven erregen. Das Ohr besteht aus dem äußeren Ohr mit der „Ohrmuschel", dem Mittelohr mit der „Paukenhöhle" und den „Gehörknöchelchen", dem „ovalen" und „runden Fenster", endlich dem inneren Ohr („Labyrinth" mit dem Labyrinthwasser und den drei halbkreisförmigen Kanälen oder Bogengängen nebst „Ampullen" und „Statolithen"). Der äußere Gehörgang führt zum „Trommelfell", einer in einem Knochenringe aufgespannten elastischen Haut. Den unteren Teil des Labyrinths bildet die „Schnecke" mit dem Schneckenkanal; auf der Grundmembran derselben liegt das „Cortische Organ" mit den Cortischen Bogen. Hier enden die Fasern des Hörnerven in die Hörzellen, die durch die Schwingungen der verschiedenen Bestandteile des Ohres (in Fortsetzung der Luftschwingungen) erregt werden und die Erregung bis zum (in fern des Hörnerven in den Hörzellen, die durch ten. Jede Nervenfaser ist (nach Helmholtz) auf einen bestimmten Ton abgestimmt und wird nur durch diesen erregt („Resonanztheorie").

Die Gehörsempfindungen zerfallen in Geräusche und Töne. Ein Geräusch entsteht durch unregelmäßige Schwingungen einfacherer (Knall, Krach) oder zusammengesetzter Art (Donner). Die Höhenlage der Geräusche ist oft unbestimmt. Töne und Klänge (Tonverbindungen) entstehen durch einfache und zusammengesetzte, regelmäßig aufeinander folgende, periodische Schwingungen. Von der Größe der Schwingung (Schwingungsweite) hängt die Tonstärke ab. Erst bei einer gewissen Intensität des äußeren Reizes tritt überhaupt eine eben merkliche Schallempfindung auf, die erst bei 12—16 Schwingungen in der Sekunde als mit einer bestimmten Höhe behaftet erscheint. Um eine Unterschiedsempfindung für diese auszulösen, muß ein Zuwachs von wenigstens 0.2 bis 0.4 Schwingungen erfolgen; die Unterschiedsschwelle für Tonstärken ist 1/3. Sehr starke Schälle wirken schmerzhaft, noch stärkere gefährden das Gehörorgan. Bei einer gewissen Anzahl von Schwingungen (etwa 50 000) wird nichts mehr gehört. Die Anzahl der Schwingungen oder die Geschwindigkeit dieser ist dasjenige am Reize, wovon die Tonhöhe überhaupt abhängig ist. Jede Tonqualität (Ton a, c u. s. w.) kann als hoher, tiefer, mittlerer Ton, in verschiedenen Lagen auftreten, je nachdem die Schwingungszahl eine größere oder kleinere ist. Nach der Höhe lassen sich die Töne zu einer Skala anordnen; passiert man die verschiedenen Intervalle, so kommt man zur „Oktav", d. h. zu einem Ton, der die gleiche Qualität, aber eine andere Höhe als der Ausgangston besitzt, und solche Oktaven gibt es in noch höherer Lage. Eine Verschmelzung mehrerer Töne ist der Klang. Er besteht aus einem Grund- oder Hauptton und einigen „Obertönen". Die

meisten der von uns gehörten Töne sind schon Klänge (relativ einfach ist der durch das Anschlagen einer Stimmgabel bewirkte Ton), nicht bloß die Klänge im engeren Sinne (Akkorde). Ein geübtes Ohr hört die Partialtöne eines Klanges leichter heraus, auch gibt es „Resonatoren", durch welche die klangzerlegende Funktion des Gehörorganes gefördert werden kann. Von der Anzahl, Stärke und Art der Obertöne hängt die „Klangfarbe" ab, die z. B. bei verschiedenen Instrumenten ganz verschieden sein kann, was auch für die aesthetische Wirkung von Bedeutung ist.

Die Konsonanz und Dissonanz der Klänge beruht auf deren Verwandtschaft; je größer diese, d. h. je mehr gleiche Obertöne sie gemeinsam haben, desto größer ist ihre Konsonanz, desto einheitlicher verschmelzen die Klänge zu einem wohlgefälligen Eindruck. Von der Dissonanz gibt es ebenfalls verschiedene Grade, am unangenehmsten ist jene, die auf „Schwebungen" beruht. Das Gefühl der „Harmonie" knüpft sich in der Regel an Konsonanzen (objektiv an einfache Schwingungszahlen — Verhältnisse), doch wirken auch Dissonanzen, wenn sie „aufgelöst" werden, den Uebergang zu einer Konsonanz bilden oder für gewisse Gefühlsnuancen charakteristisch sind, nicht störend, zuweilen sogar lustvoll. Die größte Konsonanz zeigt die Oktave, die auf der doppelten Schwingungszahl des Grundtones beruht, dann folgen die Quint $^3/_2$, die Quart $^4/_3$, die Terz ($^5/_4$ mal so große Schwingungszahl als der Grundton, während die der Sekunde $^9/_8$, der Septime $^{15}/_8$ ist). Wenn aber auch betreffs der Auffassungen über das Statthaben einer Harmonie und die Zulässigkeit von Dissonanzen eine Entwicklung und ein teilweiser Wandel zu konstatieren ist, so

ist doch nicht zu bestreiten, daß hier auch objektiv bedingte, in den Verhältnissen der Töne selbst begründete, konstante Phaenomene vorliegen.

Bei den Gehörsempfindungen findet eine Lokalisation (bezw. „Externalisation"), eine Beziehung des Gehörten auf eine Stelle im Raume statt, meist freilich mit geringer Genauigkeit, wobei das Zusammenwirken beider Ohren und Kopfbewegungen fördernd eingreifen. Durch Uebung wird die Lokalisationsbestimmtheit, die Feinheit des Hörens überhaupt gesteigert; das zeigt sich besonders an Blinden, die überdies durch den Mangel an Gesichtseindrücken sich besser auf das Hören konzentrieren. Auf hoher Stufe steht der Gehörssinn in Bezug auf die Zeitschätzung, besonders bei Musikern; die Dauer und Geschwindigkeit der Abfolge von Tönen wird von diesen oft äußerst genau geschätzt (objektiv durch das „Metronom"). Bei ¾ Sekunden Zwischenzeit ist die Zeitschätzung besonders sicher. Kehren in bestimmten Zeitabschnitten bestimmte Betonungen und Pausen zwischen solchen wieder, so ist die Tonfolge „rhythmisch". Durch Rhythmisierung ist die Zahl der Töne, die wir in Einem zum Bewußtsein bringen können, größer als sonst. Die Neigung zur Rhythmisierung von Tönen und Bewegungen wurzelt tief in unserer Organisation.

„Subjektive" Gehörsempfindungen heißen jene, welche durch innere Reize (Blutkreislauf im Kopfe u. dergl.) bewirkt werden; sie werden zuweilen mit objektiven Tönen verwechselt, falsch gedeutet. Eine solche Täuschung kann auch auf akustischen „Nachempfindungen" beruhen, d. h. auf einem Weiterbestehen, bezw. sich Erneuern

der Gehörserregung nach dem Wegfall des äußeren Schalles.

Der Gehörssinn trägt in hohem Maße zur Orientierung in der Umwelt bei, er macht uns mit den Veränderungen in den Verhältnissen der Dinge zu einander bekannt, gibt uns Kunde über eine Reihe von Einflüssen, die ihre Struktur betreffen. Zum Ausdruck des „Innenseins" der Dinge werden die Töne insbesondere durch die Sprache, welche uns mit dem Geistesleben anderer Menschen in Verbindung setzt und durch die Musik, die ein Ausdruck unserer und fremder Gefühle ist.

In den Ampullen der Ohren-Bogengänge befinden sich „Statolithen", Kalkkristalle, die bei gradliniger Bewegung des Körpers auf besondere Nervenfasern einwirken, die bei Drehbewegungen durch die mitbewegte „Endolymphe" gereizt werden. Die dadurch bedingte Fähigkeit, das Gleichgewicht des Kopfes und Rumpfes zu empfinden, heißt der „statische Sinn."

12. Die Gesichtsempfindungen.

Das objektive Licht, das als äußerer Reiz das Leben bedingt, besteht aus fortschreitenden Transversalwellen des „Aethers", bezw. dessen, was man statt dieser hypothetischen Substanz als Träger der Lichtwellen annehmen will. Solche Wellen werden durch einen leuchtenden Körper bewirkt, mit Schwingungszahlen von 400 bis 800 Billionen in der Sekunde und verschiedener Schwingungsweite; von letzterer hängt die Intensität, von der Schwingungszahl (bezw. der Wellenlänge) die Qualität der Gesichtsempfindung ab.

Der innere Reiz für die Gesichtsempfindung ist ein photochemischer Prozeß in der Netzhaut des Auges. Der Augapfel, der durch

eine Reihe von Muskeln beweglich ist, besteht aus einer Reihe von Häuten: der Hornhaut mit der Pupille, durch welche die Lichtstrahlen eindringen, der Aderhaut (mit der „Iris") und der Netzhaut; ferner aus lichtbrechenden Schichten, der wässerigen Flüssigkeit, dem (zähflüssigen) „Glaskörper", und der „Linse", die an Muskelbändern befestigt und elastisch ist und die ein umgekehrtes Bild des gesehenen Gegenstandes auf die Netzhaut wirft. Das eigentliche Sehorgan ist die Netzhaut (Retina), an die der Sehnerv herantritt; gerade diese Stelle der Netzhaut aber ist nicht lichtempfindlich, sie heißt daher der „blinde Fleck." Es fehlen hier eben die sonst vorhandenen zelligen Gebilde, in denen der das Sehen vermittelnde chemische Prozeß sich abspielt: die „Stäbchen" (mit dem „Sehpurpur") und die „Zäpfchen." Von den letzteren enthält am meisten die Netzhautgrube; hier ist der „gelbe Fleck", die Stelle des deutlichsten Sehens, auf die wir durch das „Fixieren" eines Gegenstandes dessen Bild bringen. Die Erregungen der Netzhaut werden durch den Sehnerv nach dem Sehzentrum (Vierhügel, Sehhügel, Hinterhauptswindung) geleitet.

Die „Stäbchen" der Netzhaut sind nur für Licht (Helligkeit), nicht für Farben empfindlich. Man kann (mit Wundt) die Licht- von den Farbenempfindungen unterscheiden und die Reihe: Weiß, Grau, Schwarz als Reihe der „reinen Helligkeitsempfindungen" bezeichnen. Die Farbenempfindungen treten nie ohne bestimmten Grad der Helligkeit auf; sie sind um so heller, je größer ihre Lichtstärke ist. Der „Sättigungsgrad" einer Farbe bedeutet das Maß der Reinheit dieser; je weniger weißlich, desto gesättigter ist sie. Der „Farbenton" ist die Qualität der Farbe: rot, orange, gelb, grün, blau,

violett und deren Mischungen. Der Schwingungszahl 400 Billionen (der größten Wellenlänge) entspricht das Rot, der von 800 Billionen in der Sekunde das Violett. Die Farben treten in verschiedenen Nuancen auf, die unmerklich in einander übergehen. Nicht nur die „Grundfarben", auch die Mischfarben sind psychologisch, als Empfindungen, etwas Einfaches, nicht aus Teilinhalten zusammengesetzt. Die Mischung aller Spektralfarben (z. B. auf dem Farbenkreisel) ergibt Weiß, die von Rot und Violett: Purpur. Je zwei Farben, die einander zu Weiß ergänzen, heißen „Komplementärfarben" (Rot-Grün, Gelb-Indigoblau). Kontrast- oder Gegenfarben sind jene, welche am meisten von einander verschieden erscheinen (Rot-Grün, Gelb-Blau, Grün-Purpur, Weiß-Schwarz).

Das Farbensehen wird physiologisch in verschiedener Weise erklärt. Nach der Young-Helmholtz'schen Theorie gibt es in der Netzhaut eine rotempfindliche, grünempfindliche, violettempfindliche Fibrille; die Reizung einer jeden einzelnen von ihnen ergibt die betreffende Farbenempfindung, die aller drei: Weiß. Nach Hering enthält das Auge drei Arten von Sehsubstanzen, welche durch die betreffenden Reize zersetzt werden und sich dann wieder assimilieren: Weiß = Schwarz = Substanz, Rot = Grün = Substanz, Blau = Gelb = Substanz. Wundt unterscheidet den Licht- vom Farbenreiz, die „farblosen" und „farbigen" Empfindungen und begründet dies auch physiologisch. Diese und andere Theorien (Kries u. a.) suchen auch die Erscheinung der „Farbenblindheit" zu erklären (Ausfall von Sehsubstanzen, chemischen Prozessen u. dgl.). Bei der totalen Farbenblindheit wird nur Helligkeit empfunden, bei der partiellen statt einer bestimmten Farbe grau oder eine andere

(z. B. grün statt rot). Das „Purkinje'sche Phänomen" besteht darin, daß rot in der Dämmerung dunkelgrau aussieht, während blau noch als solches empfunden wird, im Gegensatze zum Tagessehen, bei dem umgekehrt das Rot an Deutlichkeit das Blau übertrifft.

Auf dem Umstande, daß ein photochemischer Prozeß auch nach dem Wegfall des äußeren (intensiven) Reizes eine Zeitlang fortdauert, beruhen die optischen „Nachbilder". Betrachtet man eine Weile eine (gut beleuchtete) weiße Fläche, so hat man hernach für eine Weile ein dunkles Nachbild von dem Gesehenen; war die Fläche farbig, so folgt auf ein gleichfarbiges ein Nachbild in der Kontrastfarbe („positive" und „negative" Nachbilder, „Abklingen" derselben).

Die Nachbilder sind keine Erinnerungsvorstellungen, sondern subjektive Wahrnehmungen; zu diesen gehören auch die „Phantasmen", die lebhaften Bilder, die man zuweilen vor dem Einschlafen hat, ferner die „mouches volantes" u. dergl. Hier sind auch die sog. „Kontrasttäuschungen" zur Sprache zu bringen. Beim „simultanen Kontrast" erscheint Grau und Schwarz auf weißer Fläche dunkler, Grau auf schwarzer Fläche lichter; auf roter Fläche erscheint ein Grau grünlich, u. s. w. Ebenso tritt beim „sukzessiven Kontrast" eine Wendung zur Gegenfarbe ein; sieht man z. B. erst eine rote, dann eine weiße Fläche an, so macht letztere einen grünlichen Eindruck. Bei den Kontrasterscheinungen wirken physiologische und phychologische Faktoren mit.

Das Auge vermittelt uns aber nicht bloß Licht- und Farbenempfindungen — die wir „externalisieren", in der Regel den Außendingen

als qualitative Merkmale zuschreiben —, sondern auch die Wahrnehmung räumlich ausgedehnter Objekte mit deren Gestalten und Bewegungen. Durch das „Verkehrtsein" des Netzhautbildes wird das „Aufrechtsehen" nicht gehindert, denn für das Sehen kommt letzten Endes der durch den photochemischen Prozeß in der Netzhaut — der keine Gestalt hat — ausgelöste Hirnprozeß in Betracht. Damit die beiden Netzhautbilder, die von einem Gegenstande infolge der Zweiheit der Augen entstehen, ein Einfachsehen ergeben, müssen sie auf „korrespondierende", einander entsprechende Stellen fallen; sonst wird der betreffende Gegenstand doppelt gesehen. Die Fläche, innerhalb welcher die einfach gesehenen Objekte liegen, ist der „Horopter." Die „Blicklinie" verbindet den fixierten Punkt mit der Stelle des deutlichsten Sehens in der Netzhaut. Den verschiedenen Entfernungen der Objekte im Raume paßt sich das Auge durch die „Akkomodation" der Augenlinse an; ist diese zu viel oder zu wenig oder ungleichmäßig gekrümmt, so entstehen Kurzsichtigkeit, Weitsichtigkeit, Astigmatismus. Um die Bilder auch bei solchen Augen auf die Stelle des deutlichsten Sehens zu bringen, benutzt man Augengläser, welche den Fehler der Linse korrigieren.

Daß wir überhaupt räumlich Ausgedehntes wahrnehmen, ist in unserer seelischen Organisation begründet, wenn auch die Bestimmtheiten der räumlichen Merkmale der Objekte durch die Verhältnisse dieser (und ihrer Teile) zu einander bedingt ist. Das Räumliche ist psychologisch keine Empfindung, sondern eine „Vorstellung", die auf einer Verschmelzung von „Lokalzeichen" mit Gesichts- und Tastempfindungen beruht. Die Tiefenwahrnehmung jedenfalls, das Sehen von Entfernungen und der Körperlichkeit ist nichts

Unmittelbares, Ursprüngliches, sondern kommt durch Erfahrung, Assoziation mit Tasteindrükken und Muskelempfindungen, Augenbewegungen. insbesondere die „Konvergenz" beider Augen inbezug auf die Blicklinien, zustande. Blindgeborene müssen erst körperlich sehen lernen, zunächst haben sie nur flächenhaft ausgebreitete Bilder. Die Beurteilung der Entfernung erfolgt nach der Größe des Netzhautbildes, nach der Akkomodation, auch nach den Augenbewegungen, die uns die Menge der dazwischenliegenden Objekte abnötigt, nach der Größe, in der uns der Gegenstand erscheint und ihrem Verhältnis zur Größe, die er in der Nähe aufweist. Das Körperlich- oder Plastischsehen ist namentlich durch die „Synergie" der beiden Augen, das binokulare Sehen gefördert. In jedem der beiden Augen entsteht von demselben Gegenstande ein etwas verschiedenes Bild (analog den beiden Aufnahmen im Stereoskop); das einheitliche Gesamtbild hat einen plastischen Charakter.

Den Einfluß der Augenbewegungen und Augenmuskel-Empfindungen zeigen deutlich die optischen Raumtäuschungen. So z. B. erscheinen vertikale Linien der Flächen als ebenso große horizontale Linien oder Flächen, weil die Bewegung des Auges nach oben und unten intensivere Muskelempfindungen im Gefolge hat, als die nach der Seite hin. Eine mehrfach eingeteilte Linie halten wir, weil sie mehr Fixationspunkte hat, für länger als eine gleiche nichtgestrichelte; ebenso einen geteilten Winkel für größer als einen ungeteilten, u. dergl. Verschiedenheit der Konvergenz liegt den „Richtungstäuschungen" zugrunde. Daß helle Gegenstände auf dunklem Grunde größer, dunkle Objekte auf heller Fläche kleiner erscheinen, beruht auf „Irradiation" (Reizausbreitung in der Nachbarschaft).

Die Analyse der Gesichtswahrnehmung zeigt, daß sie Komponenten (Empfindungen und Erinnerungseindrücke) enthält, die uns teilweise in der Regel nicht zum Bewußtsein kommen. Auch ergibt es sich, daß das scheinbar fertig „Gegebene" ohne eine gewisse Mitwirkung der psychophysischen Organisation, ohne Reaktionen des wahrnehmenden Subjekts nicht auftreten würde. Doch tritt bei der Gesichtswahrnehmung das Subjektive der Empfindung meist zurück; indem sich der optische Wahrnehmungsinhalt in der Raumform präsentiert, breitet er sich außerhalb unseres Leibes — der psychologisch auch ein räumlich bestimmter Wahrnehmungsinhalt ist — aus und bildet mit dem Inhalte der Tastwahrnehmung ein Ganzes objektiver Art. Die „Projektion" der Gesichtsempfindung besteht nicht in einem Hinausverlegen dieser in einen gegebenen Raum, sondern in der geordneten Verknüpfung von optischen (und taktilen) Eindrücken zu einem Gebilde, welches als „Wahrnehmungsraum" bezeichnet wird, innerhalb dessen jedem Eindruck eine Stelle zukommt.

Der Gefühlston der Gesichtsempfindungen ist gewöhnlich nicht ausgeprägt. Intensiv ist er bei sehr starken Helligkeitsempfindungen, die auch schmerzhaft werden. Bekannt ist auch, daß die Farben sich nach der Art, wie sie uns erregen, anordnen lassen; am meisten erregend wirkt rot, herabstimmend wirkt violett, einen ruhigen Eindruck macht das Grün. Farben und deren Verbindungen können die Gemütsstimmung mehr oder weniger beeinflussen, dadurch auch den Ablauf des Vorstellens. Das Lustgefühl, das sich an bestimmte Farben knüpft, ist teils durch die Reinheit oder die Leuchtkraft einer solchen bedingt, teils durch den Farbenton als solchen, auch durch Assoziation der Far-

benempfindung mit angenehmen Vorstellungen, wobei die Individualität des Subjekts eine Rolle spielt. Auch die „aesthetischen Elementargefühle", die durch das Verhältnis zweier Farben zu einander ausgelöst werden, variieren bei verschiedenen Menschen. In der Regel erregt das Nebeneinander je zweier Komplementärfarben ein Gefühl der „Farbenharmonie". Auch räumliche Verhältnisse und Gestalten sind aesthetisch bedeutsam.

Die bei manchen Menschen auftretende Erscheinung, daß bestimmte Töne, insbesondere auch Laute den Eindruck einer bestimmten Farbe erwecken (z. B. erscheint dem Einen a als violett, e als weiß u. s. w., dem Andern in anderen Nuancen), beruht wohl auf einer durch analogen Gefühlston vermittelten Verschmelzung oder auf Assoziation („Analogien der Empfindung", „audition colorée").

B. Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen.

13. Merkmale und Arten der Vorstellungen.

Die meisten Sinnesempfindungen treten als Elemente von Gebilden auf, die man als „Vorstellungen" im weiteren Sinne unterscheidet und die dreierlei Arten unter sich befassen: Wahrnehmungsvorstellungen, Erinnerungsvorstellungen und Phantasievorstellungen. Unter Vorstellungen im engeren Sinne versteht man die beiden letzten Arten; manche Psychologen wenden den Ausdruck „Vorstellung" ausschließlich auf Erinnerungs- und Phantasiebilder an. Da aber das „Vorstellen" nichts anderes bedeutet, als daß ein Bewußtseinsinhalt uns etwas Gegenständ-

liches vertritt, darstellt (repraesentiert), so ist die Bezeichnung auch einer Sinneswahrnehmung als „Vorstellung" berechtigt. Zu beachten ist ferner, daß „Vorstellung" zweierlei bedeuten kann: erstens den Vorgang oder Akt des Vorstellens, d. h. das Auftreten und Haben, bezw. reaktive Erzeugen einer Erlebnisbestimmtheit, zweitens diese selbst als solche, den „Vorstellungsinhalt", von dem noch der „Gegenstand", auf den sich die Vorstellung bezieht, unterschieden werden kann. Vorstellungsinhalt und Vorstellungsakt gehören untrennbar zusammen, sind nur in der Abstraktion trennbar, müssen aber doch scharf unterschieden werden; die Merkmale des Inhalts sind andere als die des Vorstellens, so z. B. ist das Wahrnehmen eines Rot nicht selbst rot, das sich in der Erinnerung Vergegenwärtigen eines Kreises nicht selbst kreisförmig. Das Vorstellen ist aber nicht ein besonderer psychischer Vorgang neben dem Vorstellungsinhalt, sondern besteht in der Art und Weise des Kommens und Gehens des letzteren, hinter den in der Regel die in Muskelempfindungen, Gefühlen und Strebungen gegebene Stellungnahme des vorstellenden Subjekts zurücktritt. Daß bei gleichartigem Inhalte der Vorstellung der Vorstellungsakt ein verschiedener sein kann, zeigt die Verschiedenheit, die normalerweise zwischen Wahrnehmungs- und Erinnerungsvorstellungen besteht; nicht bloß ein Unterschied der Intensität oder Vollständigkeit liegt hier vor, sondern eine verschiedene Art der Auffassung, des Erlebens.

Die Vorstellungen sind keine beharrenden Zustände, sondern es findet ein ständiges Kommen und Gehen von Inhalten statt, die sich von Moment zu Moment — wenn auch zuweilen unmerklich oder in geringem Maße — verän-

dern, anderen Platz machen oder in anderen Verbindungen auftreten. Sie sind nichts selbständig Wirkendes, sondern Funktionen des Subjektes, d. h. sie gehören einem Zusammenhange an, der einheitsbezogen ist. In ihrem Ablauf und in ihren Verbindungen bekundet sich die Einheit des psychologischen Subjekts, die Reaktionsfähigkeit desselben, die wiederum durch die Vorstellungserlebnisse angereizt wird. So knüpfen sich an die Vorstellungen Gefühle der Lust und Unlust und Willenshandlungen, zu denen jene — direkt oder indirekt — als Momente gehören. Nur relativ, nur als Grenzfall kann eine Vorstellung rein intellektuell sein; der Vorstellungsprozeß läßt sich aus dem Gefühls- und Willensleben nur künstlich herausheben.

Den „Inhalt" von Vorstellungen bildet je eine Verbindung von Qualitäten, wie wir sie bei der Besprechung der Empfindung kennen gelernt haben. Diese Verbindung ist nicht eine arithmetische Summe oder ein Aggregat, sondern ein einheitliches Ganzes. Je nach der Art der Verbindung spricht man von Verschmelzung oder „Komplikation"; bei der ersteren treten die Bestandteile als solche in den Hintergrund, sie werden nicht für sich bewußt, bei der letzteren — die immer Qualitäten verschiedener Sinnesgebiete zu einem Komplex verknüpft — machen sich jene gesondert bemerkbar (z. B. in der Vorstellung eines Apfels die Farben-, Tast-, Geruchsempfindung). Die auf „Verschmelzung" beruhende Vorstellung ist ein einheitlicher Gesamteindruck, dessen Komponenten entweder gleichartig (z. B. ein Klang, eine farbige Fläche) oder ungleichartig sind (d. h. aus verschiedenartigen Empfindungen, bezw. auch Gefühlen bestehen. Verschmelzung und Komplikation sind (nach Wundt u. a.) Formen der „simultanen Assoziation",

d. h. eine Verbindung gleichzeitig vorhandener Eindrücke.

Die „Intensität" der Vorstellung ist bedingt durch die Stärke des Empfindungsgehalts desselben. Nicht identisch mit der Vorstellungsintensität ist die „Klarheit" und „Deutlichkeit" einer Vorstellung (ihr Bewußtseinsgrad), d. h. die Schärfe, mit der ihre Bestandteile von einander und sie selbst von anderen Vorstellungsinhalten unterschieden wird. Nicht immer ist die intensivere Vorstellung auch die klarere und deutlichere; durch die Lenkung der Aufmerksamkeit kann eine wenig intensive Vorstellung viel klarer sein, als eine unbeachtet bleibende andere Vorstellung von großer Stärke. Wiederum etwas anderes bedeutet die „Lebendigkeit" der Vorstellungen; durch dieses Merkmal unterscheiden sich in der Regel die Wahrnehmungs- von den reproduzierten Vorstellungen, welch letztere meist „abgeblaßter" erscheinen. Außerdem fehlt den Erinnerungsvorstellungen das Bewußtsein unmittelbarer objektiver Wirklichkeit, ihre Gegenständlichkeit wird anders eingeordnet, es fehlt dieser der Realitätscharakter, das Subjekt stellt sich hier anders ein als bei der Wahrnehmung. Geschieht das nicht, dann kommt es eben zu Verwechslungen (Traum, Halluzination u. dergl.). Die „Wahrnehmung" von Gegenständen, von der wir im täglichen Leben sprechen, ist mehr als ein bloßer Empfindungskomplex, sie enthält stets auch Erinnerungselemente, ohne die es nicht möglich wäre, den Wahrnehmungsinhalt zu deuten, den Gegenstand zu erkennen, d. h. als diesen bestimmten zu identifizieren (als „Apfel", „Haus" u. s. w.). Zu dem Wahrnehmungsbild und den (wenigstens bereit liegenden) Erinnerungselementen gesellt sich meist noch ein Wahrnehmungsurteil, ein un-

mittelbar an der „Anschauung" ansetzender Denkakt, der aber als solcher sich dem klaren Bewußtsein entziehen kann. Die Beeinflussung des Wahrnehmungsinhaltes durch ältere, reproduzierte Elemente, die mit jenem verschmelzen, heißt psychologisch Assimilation. Vermöge dieser erscheinen uns Wahrnehmungserlebnisse als vertraut, werden sie uns unmittelbar zu Repräsentanten bekannter Objekte. Auf der Assimilation beruht es aber auch, wenn wir bei einer Wahrnehmung etwas zu sehen glauben, was sinnlich gar nicht gegeben ist, sondern von uns nur reproduktiv dem Perzipierten hinzugefügt oder substituiert wird (z. B. das richtige Wort an Stelle des Druckfehlers, den wir dadurch nicht bemerken). Die neuen Wahrnehmungen, die wir erleben, verbleiben niemals isoliert, sie werden von erworbenen „Vorstellungsmassen modifiziert und dem Zusammenhange bisheriger Erlebnisse eingeordnet. Durch diesen Prozeß der Assimilation (bei Herbart u. a. „Apperzeption" genannt) wird ein verständnisvolles Auffassen des Gegebenen ermöglicht.

Gruppen zusammengehöriger und gefühlsbetonter Vorstellungen werden von manchen als „Komplexe" bezeichnet. Zu lebendigen Kräften, zu Motoren des Handelns werden Vorstellungen durch ihre Gefühlsbetonung, die wiederum das Moment einer Strebung bildet.

14. Gedächtnis und Reproduktion.

Eine Wahrnehmung geht nicht spurlos vorüber, weder in physiologischer noch in psychologischer Beziehung. Die psychophysische Organisation hat die Fähigkeit, Eindrücke, die sie erlitten hat, zu bewahren und auch dann zu erneuern, wenn der ursprüngliche Erregungsreiz nicht mehr vorhanden ist. Diese Fähigkeit heißt Ge-

dächtnis und kommt der organischen Substanz als solcher zu („organisches Gedächtnis"; „Mneme" nach Semon). Unter bestimmten Umständen kann ein Eindruck, den ein äußerer Reiz im Gehirn erregt hatte, wieder aufleben (ekphoriert" werden). Diese „Spur" oder „Anlage" im Gehirn besteht in einer als Wirkung des Reizes entstandenen Veränderung der molekularen Struktur, bezw. in dem Zurückbleiben potentieller Energien, die durch neue Reize aktualisiert werden. Was sich nun physiologisch so darstellt, ist zwar nicht die Ursache der Erinnerung von Vorstellungen, wohl aber eine Seite desselben Geschehens, das sich vom Standpunkte der psychologischen Betrachtung aus als psychologische „Reproduktion" zu erkennen gibt.

Wenn eine Vorstellung verschwindet, bei Gelegenheit aber erneuert wird, so war sie in der Zwischenzeit nicht etwa irgendwo „unbewußt" vorhanden, bereit, wieder „aufzusteigen." Es gibt keine unbewußten Vorstellungen, denn jede Vorstellung ist eben ein bestimmter Bewußtseinsinhalt. Was in der Psyche zurückbleibt, ist eine „Disposition", d. h. eine Möglichkeit und Fähigkeit der Vorstellungserneuerung, die dadurch entstanden ist, daß die Seele die Tendenz zu einer der früheren gleichartigen Reaktions- und Funktionsweise erworben hat. Bei aller Reproduktion handelt es sich nicht um das ins Bewußtsein-Treten beharrlicher Gebilde, sondern um eine Neubildung, die nur dadurch charakterisiert ist, daß sie dem ursprünglichen Erlebnis mehr oder weniger gleicht, um eine Art Abstimmung der Psyche in der Richtung ähnlicher Reaktionen. Daß die reproduzierten oder Erinnerungsvorstellungen sich von den Wahrnehmungen nicht bloß intensiv, sondern auch durch die Art der Einstellung des erlebenden Subjekts,

durch die meist fehlende „Lebendigkeit" und Realitätsbehaftung unterscheiden, wurde bereits früher bemerkt. Die „psychische Umgebung" des Erinnerungsbildes, das sich an dieses anschließende innere Verhalten des Subjekts unterscheidet sich von dem Komplex, innerhalb dessen der Wahrnehmungsinhalt auftritt, auch die Gefühls- und Strebensbehaftung erscheint abweichend.

Vorstellungen werden direkt reproduziert, Gefühle insofern, als sie an solche geknüpft sind, also durch Erweckung ihrer Vorstellungsgrundlagen, ebenso Willenserregungen und Bewegungsimpulse. Doch können diese Vorstellungsgrundlagen völlig zurücktreten, unterbewußt bleiben, ferner können durch „Mechanisierung" Zwischenglieder der Reproduktion für das Bewußtsein ausfallen. Die sog. „freisteigenden" Vorstellungen treten nicht von selbst, d. h. durch bloßen Wegfall einer Hemmung auf, sondern es ist hier die Reproduktion durch unterbewußt bleibende Eindrücke (eventuell Gemeinempfindungen) vermittelt, die oft durch Analyse sich auffinden lassen.

Der Ablauf der reproduzierten Vorstellungsreihen hängt seiner Richtung, Geschwindigkeit und Leichtigkeit nach von verschiedenen Umständen ab: vom physiologischen Gesamtempfinden (dem Grade der Vitalität), dem energetischen Zustande des Gehirns, von der Gemütsstimmung, die teils beschleunigend, teils verzögernd, teils ablenkend wirken kann, von der Art und dem Grad der Aufmerksamkeit, des Interesses (der Einstellung und Konzentration) u. a. Insbesondere spielt die Stärke, Klarheit und Gefühlsbestimmtheit der ursprünglichen Erlebnisse eine Rolle in Bezug auf die Genauigkeit und Dauer des „Merkens". Wichtig ist die Anzahl der Wiederholung einer Vorstellung und Vorstellungsreihe, auch die An-

ordnung der „Einprägung", des „Lernens", kurz die Uebung, bei der es ein (individuell variierendes) Optimum gibt. Im allgemeinen gilt die Regel, daß mit der Anzahl der Wiederholungen die Reproduktion vollkommener wird und die „Reproduktionszeit" abnimmt („Geläufigkeitsgesetz"). Innerhalb einer „Reihe" reproduziert eine Vorstellung die nachfolgende, nach der Ordnung des ursprünglichen Vorstellungsablaufs, es besteht hier eine Richtungsbestimmtheit. Für das Memorieren (Auswendiglernen) kommt es darauf an, in der zweckmäßigsten Weise sich den Stoff einzuprägen. Es wurden nach dieser Richtung Experimente angestellt, deren Ergebnisse paedagogisch zu verwerten sind.

Ein in jeder Beziehung „gutes Gedächtnis" muß eine Reihe von Eigenschaften haben, die nicht immer sich vollständig bei einem und demselben Individuum vereinigt finden. Solche Eigenschaften sind: die Gedächtnisstärke, die sich in der Lebhaftigkeit der reproduzierten Vorstellungen dokumentiert, die Dauerhaftigkeit, d. h. die Fähigkeit, sich etwas möglichst lange Zeit hindurch zu merken; der Gedächtnisumfang soll möglichst groß sein, d. h. möglichst viele Vorstellungen umfassen; die Treue des Gedächtnisses, d. h. die Reproduzierbarkeit in einer von den Wahrnehmungsvorstellungen möglichst wenig abweichenden Weise; die Dienstbarkeit, d. h. die leichte, rechtzeitige Verfügbarkeit über den Vorstellungsschatz. Die Gedächtnisbeschaffenheit ist verschieden nicht nur bei verschiedenen Individuen, sondern auch in verschiedenem Lebensalter (am besten funktioniert das Gedächtnis in der Kindheit und Jugend), ferner ist die Reproduktionsfähigkeit auch abhängig vom leiblichen Befinden und von Störungen desselben (Vorstellungsbeschleunigung durch Fieberzustand, Genuß von Kaffee,

Thee u. dergl.) sowie von Gemütserregungen. Das „mechanische" Gedächtnis stützt sich auf bloß äußerliche (räumlich-zeitliche) Vorstellungsverbindungen, das „intellektuelle" („judiziöse", „ingeniöse") Gedächtnis auf innere Beziehungen der Vorstellungen zueinander und gedankliche Einsichten in solche, es ist meist zuverlässiger als das erstere. Durch Uebung, Schulung kann das Gedächtnis, je nach den Anlagen, mehr oder weniger gestärkt werden. Eigentlich gibt es aber kein allgemeines Gedächtnis, sondern eine Summe von Gedächtnissen: für Vorstellungen, Emotionen, Bewegungen u. s. w., bezw. verschiedene Gedächtnistypen. Man unterscheidet den „visuellen", „auditiven", „motorischen" Typus (rein oder in Kombination), je nachdem vorwiegend oder ausschließlich in der Reproduktion Gesichts-, Gehörs- oder Muskel- und Bewegungsempfindungen zur Erneuerung und Vertretung des Wahrgenommenen gelangen. Manche Menschen verfügen über ein besonders gutes Gedächtnis für Zahlen, andere haben ein gutes Namen-, andere nur ein gutes Sachgedächtnis oder Personengedächtnis; der eine merkt sich besser Konkretes, der andere Abstraktes, u. s. w.

Mit dem höheren Alter nimmt das Gedächtnis (besonders das mechanische) ab, besonders im vorgeschrittenen Greisenalter. Hier wird das Neue oft sehr bald wieder vergessen, während gerade die entlegenen Kindheitserinnerungen und auch spätere Erlebnisse leichter und treuer reproduziert werden. Es besteht für das „Vergessen", das auf einer Schwächung oder Hemmung von Gedächtnisdispositionen beruht, ein „Regressionsgesetz", das auch bei pathologischen „Amnesien" sich geltend macht. Zuerst wird das Konkrete und der sich daran knüpfende Eigenname vergessen, während Abstraktes und

Gattungsnamen länger behalten werden; letztere kehren nach Beseitigung der Amnesie zuerst wieder; als das am öftesten Vorgestellte war es am besten eingeprägt. Die dauernden und vorübergehenden Amnesien (Gedächtnisverluste) hängen von Zerstörungen von Gehirnpartien und Störungen von Gehirnfunktionen, bezw. Zusammenhängen solcher, ab. In manchen Fällen hängt das Vergessen bestimmter Dinge mit einer „Verdrängung" unlustvoll betonter Vorstellungen zusammen, mit unterbewußten Abneigungen und Wünschen; oft drängen sich aber gerade unangenehme Erlebnisse zur Reproduktion, besonders dann, wenn man mit ihnen sich nicht „abgefunden" hat. Die Einstellung des Bewußtseins auf gewisse (lustbetonte) Inhalte kann hemmend auf die Reproduzierbarkeit anderer Inhalte wirken, die uns dann nicht „einfallen."

Unter „Paramnesie" oder Erinnerungsfälschung versteht man die Verwechselung des Neuen, noch nicht Erlebten mit Altem, Bekannten, so daß uns das Neue als schon einmal erlebt vorkommt. Dies beruht auf Aehnlichkeit des Neuen mit Bekanntem, auf übereinstimmendem Gefülston oder Stimmungscharakter u. dergl.

Durch das Bewußtsein des früher einmal Erlebthabens unterscheidet sich die Erinnerung (im engeren Sinne) von dem bloßen Auftreten einer reproduzierten Vorstellung, bei der die Beziehung auf die Vergangenheit nicht besteht. Je mehr Umstände, unter denen etwas früher erlebt wurde, mit vorgestellt werden, desto deutlicher und genauer ist die Erinnerung. Das Bestreben, zu einer Erinnerung zu gelangen, ist das sich Besinnen. Durch Einstellung auf einen Gesamteindruck oder auf ein bestimmtes Merkmal und daran anschließendes ruhiges Abwarten des Vorstellungsablaufes er-

reicht das sich Besinnen seinen Zweck meist rascher als durch krankhafte Bemühungen, die leicht hemmend wirken.

Mit der Reproduktion von Vorstellungen, bezw. mit Reproduktionstendenzen hängt das „Erkennen" und „Wiedererkennen" zusammen. Ein Erkennen (im rein psychologischen Sinne) findet statt, wenn uns etwas seiner Gattung oder Art nach vertraut, bekannt erscheint, wenn wir einen Vorstellungsinhalt zu deuten vermögen, ihn als Vertreter einer bestimmten Klasse dem Bestande unserer Vorstellungen einordnen können, (indem wir z. B. einen gewissen Wahrnehmungskomplex als „Baum" deuten.) Wir entdecken in dem Neuen ein Bekanntes, nämlich das in ihm individualisierte Gattungsmäßige, von dem wir bereits Vorstellungen oder eine Kenntnis haben, wieder. Ist uns nicht bloß dieses Gattungsmäßige bekannt, sondern erscheint uns der ganze Komplex als vertraut, verbindet sich mit ihm ein Bekanntheitsgefühl, (indem wir z. B. eine Person als diese erkennen), so liegt ein Wiedererkennen vor, das ein unmittelbares oder durch begleitende Vorstellungen vermitteltes sein kann. In der Regel findet beim Wiedererkennen nicht erst ein Vergleichen zwischen dem Eindruck und dem durch ihn reproduzierten Vorstellungsbilde statt, sondern es verschmelzen die Reproduktionselemente mit dem Eindruck und verleihen ihm eine „Bekanntheitsqualität" im Unterschiede vom Fremden, Unbekannten, an das sich eine andere „Einstellung" knüpft als an dasjenige, von dem man weiß, was man seitens desselben zu gewärtigen hat.

Der Wert des Gedächtnisses, die Bedeutung desselben für das Leben in biologischer und geistiger Hinsicht liegt auf der Hand. Ohne Gedächtnis gäbe es keine Verwertung von Erleb-

nissen und keinen Zusammenhang zwischen denselben. Das Gedächtnis ermöglicht die Ansammlung von Erfahrungen und die Verwertung dieser für das Handeln, für die Anpassung an die Umwelt, für die Erkenntnis der Dinge und ihre Beziehungen zu einander. Ohne Gedächtnis gäbe es keine Zwecksetzung, keine Vorbereitung für die Zukunft, keine Herstellung von Mitteln für die Vermeidung schädlicher und für die Einreichung nützlicher Effekte. Durch Verarbeitung des Gedächtnismaterials kommt das denkende Erkennen zustande, der Aufbau einer Welt von Erkenntnisobjekten. Und auch das individuelle Ich oder Selbstbewußtsein ist dadurch bedingt, daß vermöge des Gedächtnisses und der Erinnerung die Vergangenheit des erlebenden Subjekts in die Gegenwart hineinragt, und so die Identität der Persönlichkeit gewahrt bleibt. Aber auch das partiale Vergessen ist zweckmäßig, es entlastet den Geist, wirkt psychisch „selektiv", läßt Raum für immer neue Erwerbungen und befreit von dem Drucke gewisser Vorstellungserlebnisse.

Die Beinflussung der Reproduktionsrichtung durch die Aufmerksamkeit und „Apperzeption" in den Prozessen des Denkens und der Phantasie ist weiter unten zu erörtern.

15. Die Assoziation.

Betrachten wir das Kommen und Gehen unserer Bewußtseinsinhalte, den Vorstellungsverlauf insbesondere, so zeigt es sich, daß die Art und Weise, wie die Vorstellungen aufeinander folgen, sich miteinander verbinden, verschieden ist, je nachdem wir uns passiv dem Erlebnisstrom hingeben oder aber unsere Aufmerksamkeit und Apperzeption wirksam ist. Deutlich zeigt sich der passive Zustand des Erlebens in der

„Träumerei", wo Bild an Bild sich reiht und wir die Inhalte des Bewußtseins, die Erinnerungsvorstellungen vor uns vorüberziehen lassen. Hier haben wir einen reinen Fall des „assoziativen" Vorstellungsverlaufes, bei dem ein Glied das andere nach sich zieht, zur Reproduktion bringt, ohne daß wir die Richtung des Ablaufs selbsttätig beeinflussen. Doch fehlt auch in einem solchen Fall die Betätigung des erlebenden Subjekts nicht ganz, nur ist sie eben bloß passiv, d. h. reaktiv und tritt im Bewußtsein nicht selbst hervor, ist auch nicht von einem Tätigkeitsgefühl begleitet. Auch die Aufmerksamkeit ist, wie die Apperzeption, teilweise im Spiel, aber ebenfalls nur in passiver Form, als Angereiztwerden des Subjekts, von einem Inhalte zu einem andern überzugehen. Der assoziative Vorstellungsverlauf ist impulsiver, triebhafter Natur, die Assoziation selbst beruht auf einem (teilweise schon „mechanisierten") Triebvorgang. Physiologisch entsprechen den Assoziationen „Bahnungen" im Großhirn oder dergleichen, Ausbreitungen von Dispositionserregungen gewisser Stellen auf andere, die früher zusammen mit den ersteren durch Reize erregt worden waren, Auslösungen eines Gehirnprozesses durch einen andern, mit dem er einmal oder öfter ein Ganzes gebildet hatte oder an den er sich zeitlich anschloß.

Von den „simultanen" Assoziationen (Assimilation u. s. w.), die bereits früher zur Sprache kamen, sehen wir hier ab und betonen nur, daß es assoziative Verbindungen nicht erst zwischen Vorstellungen, sondern auch schon zwischen Empfindungen als Vorstellungselementen gibt, ferner zwischen Vorstellungen und Bewegungen. Was nun die sukzessive „Vorstellungsassziation" anbelangt, so besteht diese in der Verbindung der

Reproduktion einer bestimmten Vorstellung mit der einer bestimmten andern bloß infolge des Umstandes, daß beide Vorstellungen früher zusammen auftraten, einen Zusammenhang im Bewußtsein bildeten. Es besteht eine Tendenz der Psyche, nichts isoliert hinzunehmen, das Partiale, bruchstückartig Gegebene zu ergänzen, eine Tendenz zur Totalität, zur Herstellung des Gesamtzustandes, des einheitlichen Zusammenhanges, und diese Tendenz kommt auch in den Assoziationen (modifiziert auch in den „apperzeptiven" Verbindungen) zum Ausdruck. Die in dem Strome des Bewußtseins sich abhebenden, bei passiver Apperzeption erfolgenden Zusammenhangsreproduktionen sind die assoziativen Verbindungen.

Die sog. „Assoziationsgesetze" sind nur Klassen von Regelmäßigkeiten, von Tendenzen, die eine Reihe allgemeiner und individueller Einschränkungen und Modifikationen aufweisen. Vor allem sagen sie nichts darüber aus, was für Vorstellungen in einem bestimmten Fall sich mit anderen verbinden werden, weil dies eben von verschiedenen, stets variierenden Bedingungen abhängt. Ob diese oder jene Assoziationen sich einstellen, hängt mit der ganzen Vergangenheit des Subjekts zusammen, mit dem Vorstellungskreis, der ihm besonders vertraut und wert ist (Einfluß des Gefühls, des Interesses), mit der „Konstellation", d. h. dem Komplex der zu einer bestimmten Zeit vorherrschenden Vorstellungen, u. a. Alle diese Faktoren haben eine „selektive" Bedeutung, sie sind maßgebend dafür, daß aus den zahlreichen Beziehungen der Vorstellungen zueinander in einem gegebenen Augenblick gerade diese und nicht eine andere zur Reproduktionsgrundlage wird, sie determinieren den Assoziationsspielraum.

Die Hauptklassen der Assoziationen sind die „Berührungsassoziation" und die „Aehnlichkeitsassoziation." Von zwei Vorstellungen, die in räumlicher oder zeitlicher Berührung auftraten, zugleich oder nacheinander sich im Bewußtsein präsentierten, hat die eine die Tendenz, bei dem Wiederauftreten der anderen ebenfalls zur Reproduktion zu gelangen. Diese Tendenz ist um so stärker, je öfter die beiden Vorstellungen zusammen erlebt wurden. Der Anblick eines Hauses z. B. ruft die Vorstellung der darin wohnenden Personen in uns hervor, die Wahrnehmung eines Vorganges, auf den ein anderer zu folgen pflegt, die Erinnerung an diesen letzteren. Koexistenz im Raume und in der Zeit sowie Sukzession von Vorstellungsinhalten sind die Arten des „Zusammens", auf Grund dessen die Berührungsassoziation erfolgt. Hierher gehört auch die Reproduktion des Ganzen oder anderer Teile durch die Vorstellung eines Teiles.

Die Aehnlichkeitsassoziation beruht auf der Verwandtschaft einer Vorstellung mit einer anderen, auf der Aehnlichkeit des Inhalts oder des Gefühlstones derselben oder der mit ihr verbundenen Art der Einstellung. In jedem dieser Fälle ist es eine gewisse Gleichartigkeit des Erlebnisses, die als Reproduktionsmotiv wirksam erscheint. So z. B. erinnert der Anblick einer Landschaft an eine ähnliche, die man kennt, die Vorstellung einer Person bringt das Bild einer anderen ins Bewußtsein, die Stimmung, in die uns eine Melodie versetzt, weckt die Erinnerung an eine verwandte Melodie u. s. w. Verständlich wird dieser Prozeß, wenn man annimmt, daß die Aehnlichkeitsassoziation eine elementare „Gleichheitsassoziation" einschließt, durch welche zunächst die erste Vorstellung die gleichartigen Elemente der zweiten reproduziert, mit

denen sich sodann (durch Berührungsassoziation) die mit ihnen verbundenen assoziieren. Es läßt sich also die Aehnlichkeitsassoziation von der nach „Kontiguität" nicht ganz trennen, wenn es auch wohl nicht notwendig ist, jene völlig auf diese zurückzuführen. Die sog. „Kontrastassoziation", (Zwerg-Riese, Leben-Tod u. dergl.) ist nur eine Abart der Aehnlichkeits-, bezw. der Berührungsassoziation, ebenso die Reproduktion der Vorstellung einer Wirkung durch die einer Ursache, der einer Gattung durch die einer Art u. dergl. Zu den Berührungsassoziationen gehört die Verbindung zwischen Wort- und Bedeutungsvorstellungen; die rein verbale Assoziation, bei der nur Worte an Worte sich reihen, ohne daß dabei etwas gedacht wird („Verbomanie", „Pittazismus") gehört, je nachdem das zeitliche Zusammen oder die Klangverwandtschaft dabei ausschlaggebend ist, der einen oder der anderen Assoziationsklasse an. Die Wörter bilden Zentren der Assoziation, es gruppieren sich um sie Komplexe von Vorstellungen, die aber, um die „Bedeutung" eines Wortes oder den „Sinn" eines Satzes zu verstehen, nicht immer lebendig sein müssen; es genügt oft die „Bereitschaft" zur Reproduktion, das durch ein Gefühl des Kennens oder Wissens sich kundgebende Vorhandensein von Dispositionen (oder „Residuen"). Wichtig für das Handeln ist die Assoziation von Vorstellungen mit Bewegungsvorstellungen, die wiederum die Tendenz haben, Bewegungen einzuleiten. Durch häufige Wiederholung werden hiebei ganze Assoziationsketten so eingeübt, sie laufen so rasch, mühelos und sicher ab, daß die Leitung eines Automaten vorzuliegen scheint. Man denke etwa an einen Klavierspieler, bei dem ein ganz flüchtiger Einblick in die Musiknoten sofort die richtigen Fingerbewegungen aus-

löst. Hier, wie in vielen anderen Fällen, hat durch die Uebung ein Ausfall von assoziativen Mittelgliedern insofern stattgefunden, als diese ganz unterbewußt oder relativ unbewußt geworden sind. Die mannigfachen „Fertigkeiten" in der Koordination von Bewegungen und Arbeitsfunktionen sind durch eine solche „Mechanisierung" des Bewußtseins bedingt.

Ein großer Teil des Seelenlebens läuft in assoziativen Verbindungen und Reihen ab. Aber das Geistesleben ist seinen Zusammenhängen nach nicht auf bloße Assoziation zurückführbar, wie dies die „Assoziationspsychologie" (der „Assoziationismus") glaubt. Immer wieder greift die aktive Aufmerksamkeit und Apperzeption ein, teils den assoziativen Vorstellungsverlauf unterbrechend, teils das Assoziationsmaterial zur Herstellung „apperzeptiver" Verbindungen und Gliederungen verwertend. Nur in Zuständen verminderter Konzentration der seelischen Kräfte überwiegt das rein Assoziative, so im Halbwachen, im Traum, bei gewissen Psychosen (seelischen Störungen) u. dergl. Die Umsetzung von apperzeptiven Verbindungen (z. B. Urteilen, Schlüssen) in assoziative infolge Uebung entlastet den Geist, wirkt im Sinne der Ersparung seelischer Arbeit, der „Psycho-Oekonomie."

16. Das Bewußtsein.

Das Wort „Bewußtsein" ist mehrdeutig, und diese Mehrdeutigkeit gibt oft Anlaß zu Mißverständnissen. Im weitesten Sinne bedeutet „das Bewußtsein" nichts anderes, als den Inbegriff psychischer Erlebnisse, gleichgültig welcher Art sie sind. Jene Wesen haben ein Bewußtsein, welche die Fähigkeit haben, etwas subjektiv, innerlich zu erleben, einen Eindruck zu verspüren, im Unterschiede von Dingen, deren

Zustände bewußtlos bleiben, nicht für die Dinge selbst da sind. Ein wenn auch noch so dumpfes, chaotisches, primitives, momentanes Bewußtsein haben schon die niedrigsten Lebewesen, denen wir seelische Reaktionen zuschreiben. Das Bewußtsein in diesem Sinne ist weder eine besondere Tätigkeit noch ein Zustand, der die Erlebnisse eines Subjekts begleitet, auch keine Art Schauplatz, auf dem sie auftreten, sondern das Gemeinsame der psychischen Erlebnisse selbst, dasjenige, was sie eben zu solchen „Erlebnissen" macht. Nun treten aber bei höher entwickelten Wesen diese Erlebnisse nicht vereinzelt und isoliert auf, sondern sie sind Glieder eines einheitlichen Zusammenhanges. Ein solcher Zusammenhang seelischer Erlebnisse heißt „ein Bewußtsein", und die Wendung: etwas ist in einem (meinem oder fremdem) Bewußtsein, bedeutet soviel wie: etwas gehört als Bestandteil oder Inhalt einem Erlebniszusammenhang an, ist darin vertreten. Das „Bewußtsein", „ins Bewußtsein Treten", „aus dem Bewußtsein Schwinden" bedeutet das Kommen und Gehen eines Erlebnisses, das Auftreten und Verschwinden eines Inhaltes innerhalb eines individuellen Erlebniszusammenhanges. Alle psychischen Erlebnisse sind Modifikationen des Bewußtseins, sind „Bewußtseinsvorgänge", die darin bestehen, daß ein beständiger Wechsel von „Bewußtseinsinhalten" stattfindet.

Es kann aber etwas einem Bewußtsein angehören, als Bewußtseinsvorgang bestimmter Art auftreten, ohne im höheren Sinne bewußt zu sein. Ich kann z. B. urteilen oder wollen, ohne mir dessen besonders bewußt zu sein, daß ich jetzt denke und will oder ohne zu wissen, was ich da eigentlich tue. Oder ich kann eine Handlung begehen, ohne mir der Bedeutung,

Tragweite oder Motive meines Tuns bewußt zu sein. Erst wenn ein Bewußtseinsvorgang mit allem, was er an Momenten einschließt, sich mir darstellt, wenn er zum Gegenstande meiner Aufmerksamkeit wird, nicht eine bloße Funktion bleibt, dann ist er im engeren Sinne „bewußt", dann weiß ich um ihn, indem sich an ihn ein besonderer Bewußtseinsvorgang (eben das „Wissen") knüpft, vermittelst dessen ich ihn erfasse. Das Bewußtsein wird dann zu einem „Sichbewußtsein" und ordnet sich dem „Selbstbewußtsein" ein. Dieses Bewußtsein ist anderseits ein „Gewußtsein", das in verschiedenem Maße vorkommt, je nach der Vollständigkeit und Schärfe, mit der etwas erfaßt wird, also je nach der Extensität und Intensität des Bewußtseins, wozu noch die Stetigkeit des Bewußtseinszusammenhanges kommt. Von dem Vielen, das potentiell, der Möglichkeit des Präsentwerdens nach, in einen Bewußtsein ist, erhebt sich jeweils nur ein Bruchteil zu lebendiger Bewußtheit und von diesem aktualen Bewußtsein wiederum nur ein Teil zur Höhe des Gewußtseins und der Selbstbewußtheit.

In Bezug auf die Einfachheit oder Zusammengesetzheit, das Maß der Differenzierung und Integrierung, der Zentralisation und Aktivität, der Stetigkeit des Zusammenhanges u. s. w. unterscheidet man verschiedene „Bewußtseinsstufen." Durch diese unterscheiden sich höhere von niederen Lebewesen, und auch innerhalb der menschlichen Gattung gibt es da große Divergenzen. Solche bestehen auch im Verlauf des individuellen Lebens; hier gibt es auch einen Wechsel von „vollem", „halbem" Bewußtsein und „Bewußtlosigkeit." (Tiefschlaf, Ohnmacht.) Das Bewußtsein weist aber auch verschiedene „Grade" auf, je nach der „Klarheit" und „Deutlichkeit"

des Erlebnisses, angefangen von der „dunklen" und „verworrenen" Perzeption bis zum Höchstmaß der Schärfe, mit der die Einzelheiten eines Inhalts und seines Unterschiedes von anderen Inhalten zur Abhebung gelangen. Bildlich spricht man von einer „Blickfläche" und einem „Blickpunkt" des Bewußtseins; ersterer gehören jene Eindrücke an, die minderbewußt und „perzipiert" sind, dem letzteren die „apperzipierten", durch die Aufmerksamkeit zur möglichsten Klarheit erhobenen Vorstellungsinhalte. Je nachdem die Aufmerksamkeit wechselt, tritt bald das eine, bald das Andere in den Blickpunkt des Bewußtseins; es ist wie ein beständiger Wechsel von Beleuchtung und Verdunkelung, von Bewußtseinssteigerung und Bewußtseinsschwächung. Der Grad der Bewußtheit steht in Beziehung zur Intensität des Eindruckes; aber auch schwache Eindrücke können infolge ihres Gefühlstones, des Interesses, der Einstellung des Subjekts in den Blickpunkt des Bewußtseins treten und vor anderen, stärkeren bevorzugt werden. Das klar Bewußte ist das Beachtete, Bemerkte, es hebt sich von dem Bewußtseinshintergrunde ab, mit dem es durch das Minder- und Unterbewußte (die psychischen „Fransen", den „Hof") im Zusammenhang bleibt.

Unter der „Enge des Bewußtseins" versteht man die Tatsache, daß das jeweilige aktuelle Bewußtsein auf eine sehr geringe Anzahl gleichzeitig vorhandener Inhalte beschränkt ist. Der „Umfang" des klaren Bewußtseins beläuft sich auf etwa sechs gleichzeitige einfache Eindrücke. Das potentielle Bewußtsein enthält jeweils Dispositionen zu bekannten Vorstellungen, Reproduktionstendenzen und Ansätze zu Stellungnahmen („Bereitschaft", „Bewußtheit" im Sinne des unanschaulichen Bedeutungswissens).

Durch häufige Wiederholung (Uebung, Gewohnheit) findet eine „Mechanisierung" von Handlungen statt, diese gehen von Willensakten in Triebvorgänge und oft schließlich in „automatische" Bewegungen über; hierbei vereinfacht und vermindert sich das Bewußtsein, bis es schließlich auf einen Mindestgrad herabsinkt. Die Handlung vollzieht sich nun relativ „unbewußt", was das Vorhandensein eines „Minimum" von Erlebniselementen nicht ausschließen muß. Ganz unbewußt sind reine Reflexbewegungen, doch auch hier fehlt wohl nicht eine „Innerlichkeit", nur daß sie nicht in das (an die Funktion des Großhirn geknüpfte) „Zentralbewußtsein" tritt. Unbewußt können Vorstellungsinhalte als solche nicht sein, ebensowenig Denkprozesse; letztere brauchen aber nicht selbst zum Gegenstand eines (Reflexions-)Bewußtseins zu werden, können also in diesem Sinne relativ unbewußt sein und bleiben es auch meist, da man in der Regel beim Urteilen und Schließen sich ganz dem Inhalt und Erzeugnis des Denkaktes hingibt, nicht auf den Denkvorgang achtet. Zum Unbewußten im weiteren Sinne gehören die psychophysischen Dispositionen; werden diese erregt, ohne daß sie zu ausgebildeten Reproduktionen führen, so kommt es hierbei oft zu Reproduktionsansätzen, zu „Bereitschaften", die sich im Bewußtsein durch ihre Wirkungen geltend machen (beim Verstehen, Erkennen, Wiedererkennen u. s. w.). Es können von Zuständen und Vorgängen, die sich in der Nähe der „Bewußtseinsschwelle" befinden, auch bloß Gefühlswirkungen ausgehen. Dieses relativ Unbewußte ist das „Unterbewußte". Von ihm gehen viele Impulse aus, zu vielen Stellungnahmen und Verhaltungsweisen des Subjekts enthält es die verborgenen, nur teilweise durch Analyse aufdeckbaren Triebfedern, die von

den bewußten Motiven erheblich abweichen und zu Selbsttäuschungen des Ich Anlaß geben können. Im Unterbewußten liegt auch eine Quelle, aus der allerhand Einfälle, Eingebungen, Inspirationen, geistige Schöpfungen entspringen. Wie die „Psychoanalyse" zeigt, gehören zu dem Gebiet des Unterbewußten auch Affekte, Wünsche, Triebe, die aus irgendwelchen Gründen verdrängt werden mußten, aber nicht zum Abklingen kamen, daher das Gemüt beunruhigen und zu verschiedenartigen Störungen, Sonderbarkeiten, Neurosen führen. Endlich ist das Unterbewußte von Bedeutung für das Selbstbewußtsein und dessen Störungen; es spielt eine Rolle bei der Spaltung der Persönlichkeit („Doppel-Ich"), bei den automatischen Handlungen in der Hypnose, im Somnambulismus, bei einer Reihe „parapsychologischer" Phaenomene („Mediumismus", Spiritismus" u. dergl.).

17. Aufmerksamkeit und Apperzeption.

Oft wirkt ein Reiz von ziemlicher Stärke auf uns ein und löst etwa eine Gesichtswahrnehmung oder einen Gehörseindruck aus. Dieser Eindruck kommt uns aber gleichwohl nicht oder kaum zum Bewußtsein, weil wir mit etwas anderem beschäftigt sind und infolge dessen den Eindruck nicht bemerken. Denke ich z. B. über ein Problem eifrig nach, so überhöre ich, was jemand zu mir sagt oder höre zwar die Worte, aber ohne deren Sinn zu erfassen. Diesem Eindruck gegenüber bin ich „zerstreut", und ich bin es in diesem Falle deshalb, weil ich auf etwas anderes eingestellt, „konzentriert" bin.

Der Zustand der Konzentration der psychischen Energie auf ein bestimmtes Erlebnis, der besonderen Einstellung einer seelischen Funktion auf einen Eindruck, wodurch dieser vor anderen

Eindrücken bevorzugt und infolgedessen bewußter wird, ist die Aufmerksamkeit. Physiologisch entspricht ihr ein gesteigerter Blutkreislauf und Umsetzungsprozeß im Gehirn, verbunden mit einer Hemmung, Abschwächung anderer Gehirnfunktionen und mit motorischen Impulsen. Psychologisch ist die Aufmerksamkeit charakterisiert durch Spannungs- oder Muskelempfindungen in einem Sinnesorgan und in der Stirngegend (beim Nachdenken) und durch Gemeinempfindungen, die sich im Gefolge der Abschwächung der Atem- und anderer Bewegungen einstellen, ferner durch das Gefühl der Aktivität oder Reaktivität. Ein Streben nach Erfassung und Festhaltung des Eindrucks, nach Abhaltung alles Störenden ist ebenfalls vorhanden.

Im Zustande der Aufmerksamkeit ist das Erleben gesteigert, die Psyche ist durch einen bestimmten Eindruck einseitig okkupiert, ein bestimmtes Erlebniswerkzeug ist in besonderer Tätigkeit, durch die es sich dem Reiz vorzüglich anpaßt. Durch die Hemmung anderer solcher Funktionen, die Vernachlässigung anderer Eindrücke, tritt das Beachtete in den Blickpunkt des Bewußtseins; das Uebrige bleibt minder- oder unterbewußt. Hierbei findet ein wiederholtes „Schwanken", ein Oszillieren der Aufmerksamkeit statt, da immer wieder infolge der Ermüdung der einseitig erregten Organe oder Gehirnpartien die Aufmerksamkeit nachläßt und es oft großer Konzentration bedarf, um bei voller Aufmerksamkeit zu bleiben. Während manche Menschen (z. B. Kinder) sich leicht zerstreuen, ablenken lassen, gibt es andere, die fähig sind, ihre Aufmerksamkeit lange Zeit hindurch intensiv einer Sache zuzuwenden. Die „Zerstreutheit" des Aufmerksamen ist nicht zu verwechseln mit dem — zuweilen pathologisch werdenden — Zu-

stande des allgemeinen Zerstreutseins, der Unfähigkeit, sich auf irgend etwas zu konzentrieren (z. B. bei der „Ideenflucht.").

Im Verlaufe unseres Lebens findet ein fortwährender Wettbewerb der Eindrücke um unsere Aufmerksamkeit statt, eine Art Auslese unter diesen, die abwechselnd das Los trifft, in begünstigter Weise erlebt zu werden. Das die Aufmerksamkeit auslösende Moment ist nicht immer, wenn auch häufig, die Intensität eines Reizes oder Eindrucks. Die Bevorzugung gewisser Inhalte vor anderen beruht oft auf dem Gefühlston derselben, auf ihrer Beziehung zu unserem Wohl und Wehe. Ferner kommt die „Konstellation", die Reihe der in Bereitschaft liegenden Vorstellungstendenzen oder der „Apperzeptionsmassen" in Betracht, kurz die Beziehung des Eindrucks zu dem jeweiligen und dauernden Erlebnisbestande des Ich. Daher die individuellen Verschiedenheiten und Schwankungen betreffs der Richtung und des Ausmaßes der Aufmerksamkeit. Alles, was zu unseren Bedürfnissen, Zwecken, Neigungen, Wünschen, Wertungen, Beschäftigungen einen Bezug aufweist und deshalb (direkt oder indirekt) gefühlsbetont ist, das erweckt unser Interesse, „interessiert" uns. Das Interessierende erregt am leichtesten unseren Betätigungswillen, unser Streben, uns mit ihm zu befassen und es zu erfassen. So ist das Interesse — biologischer und geistiger, theoretischer, praktischer, kontemplativer Art — das fundamentalste Moment für die Erweckung und Fesselung der Aufmerksamkeit.

Es gibt eine „unwillkürliche" (passive) und eine „willkürliche" Aufmerksamkeit. Nötigt uns ein Eindruck, ihm unser Augenmerk zu schenken, indem er uns aus irgend einem Grunde auffällt, so ist das ein Fall unwillkürlicher Aufmerksam-

keit. Hierbei stellen wir uns triebartig, oder fast automatisch auf den Eindruck ein, er tritt im Bewußtsein hervor, macht sich bemerkbar, wir sind ihm passiv zugewendet, d. h. reaktiv auf seine Erfassung eingestellt. Bei der willkürlichen Aufmerksamkeit handelt es sich nicht um einen einfachen Triebvorgang, sondern um einen Willensakt im engeren Sinne, um einen Willen zum aufmerksamen Erleben. Das Subjekt ist hier von vornherein auf einen zur klaren Bewußtheit zu erhebenden Inhalt eingestellt, die Konzentration bekundet sich in einem Gefühl der Selbsttätigkeit sowie in einer Praeadaption, einer vorbereitenden Anpassung an das zu Bemerkende u. dergl. Der Blickpunkt des Bewußtseins wandert gleichsam hin und her, wir durchmustern eine Reihe möglicher, zu einem bestimmten theoretischen oder praktischen Zwecke benötigter Inhalte. Das Ich mit seinen Erlebniskomplexen und Interessen ist hier tätig, die Aufmerksamkeit ist hier zielstrebig, wird durch eine Reihe von Willensmotiven auf Grund von Erinnerungen und Phantasievorstellungen geleitet, nicht bloß durch eine (äußere oder innere) Momentanerregung ausgelöst. Vielfach treten hierbei Gefühle der „Erwartung" oder des „Suchens" ein, nämlich dann, wenn zunächst nur ein unbestimmter Eindruck eines noch nicht gegebenen Erlebnisses vorhanden ist. Ist dieses schon da, so findet ein „Beobachten", ein „Betrachten", eine mehr oder weniger umfassende und dauernde Beschäftigung mit dem betreffenden Inhalt statt, die teilweise auch an den Zustand unwillkürlicher Aufmerksamkeit sich anschließen kann. Bei der willkürlichen Aufmerksamkeit verhält sich die Bewußtseinsfähigkeit nicht nur „selektiv", es findet nicht bloß eine Auswahl unter den Eindrükken statt, sondern geradezu eine Wahl im Sinne

des aktiven Wählens und Bevorzugens. Im Denken und Nachdenken, in der Phantasietätigkeit, im Sich-Besinnen, Abstrahieren, Forschen u. s. w., kurz im gesamten Geistesleben spielt die willkürliche Aufmerksamkeit die größte Rolle. Die Ausbildung der Aufmerksamkeitsfähigkeit überhaupt ist von hoher paedagogischer Bedeutung. Wichtig für die „Diätetik der Seele" ist die Tatsache, daß durch die Aufmerksamkeit Schmerzempfindungen sich stärker bemerkbar machen, während sie bei Konzentration auf interessante Erlebnisse oft ganz „vergessen", jedenfalls aber schwächer empfunden werden. Hingegen wird eine Schwächung oder Aufhebung von Affekten und Unlustgefühlen gerade durch die Richtung der Aufmerksamkeit auf diese Zustände erzielt.

Der Vorgang der Erhebung eines Eindrucks zur Klarheit des Bewußtseins heißt (nach Wundt u. a.) Apperzeption. Was im Zustande der Aufmerksamkeit mit besonderer Bewußtheit erfaßt wird, im „Blickpunkt" des Bewußtseins sich befindet, ist das „Apperzipierte" im Unterschiede von dem minder Bewußten, dem bloß „Perzipierten." Von der unwillkürlichen Aufmerksamkeit geht die „passive" (reaktive), von der willkürlichen die „aktive" (vorbereitete) Apperzeption aus. Letztere ist eine innere Willenshandlung, erstere ein Triebvorgang, also eine einfachere Form der Willensbetätigung. Apperzeption und Aufmerksamkeit sind nur zwei Seiten oder Momente eines und desselben Prozesses, der in jedem Falle eine Betätigung des erlebenden Subjekts darstellt. Die „Apperzeptionspsychologie" betont gegenüber allem „Assoziationismus" die Rolle der Aktivität (bezw. Reaktivität) der Psyche, die nicht ein bloßer Tummelplatz für das Zusammen- und Durcheinanderspielen rein pas-

siver Erlebnisse ist. Gewiß ist die Apperzeptionstätigkeit nicht ein gesondertes Tun, das von einem eigenen Seelenvermögen ausgeht, aber eine aktiv-reaktive Funktion ist sie doch, und zwar eine solche, die sich in der Art des Erlebens sowie in der Richtung und in den Zusammenhängen der Erlebnisse selbst manifestiert, wobei zugleich, durch Muskelempfindungen und Tätigkeitsgefühle, das Subjekt sich oft mehr oder weniger aktiv, als ein Tätiges, als Aktionszentrum weiß. Insbesondere kommt in der aktiven Apperzeption die zentralisierte psychophysische Organisation zur Geltung, vermöge deren das Ich mit einer gewissen Selbständigkeit den Verlauf seiner Erlebnisse reguliert, beherrscht, zielgemäß ordnet und verknüpft, wodurch es seine geistige Freiheit bekundet. Die Apperzeption (und Aufmerksamkeit) steht im Dienste der Anpassung des Subjekts an die Umwelt, zuhöchst aber dient sie der aktiven Anpassung, durch welche die im Subjekt ausgelösten Eindrücke dem Zwecke biologischer und geistiger Erhaltung und Entwicklung sowie den diesem „Grundwillen" untergeordneten speziellen Zwecken angepaßt, d. h. konform verarbeitet werden.

Während die assoziativen Verbindungen unter dem Einfluß der passiven Apperzeption stehen, kommen vermittelst der Betätigung der willkürlichen Aufmerksamkeit und aktiven Apperzeption die Apperzeptionsverbindungen zustande. Und zwar auf die Weise, daß aus dem Flusse der sich zum Bewußtsein drängenden Erlebnisinhalte eben nur ganz bestimmte, innerlich zusammengehörige Elemente zusammen apperzipiert werden. Durch diese Heraushebung aus dem Erlebnisablauf und den Assoziationskomplexen, verbunden mit einer Vernachlässigung oder Hemmung der zu dem Apperzeptionsziel nicht

passenden Bestandteile verbinden sich die apperzipierten Inhalte zu einem einheitlichen Bewußtseinsgebilde. Solcher apperzeptiver Verbindungen gibt es mannigfache: simultane, zu denen die „Agglutination" (bei der die Verbindungselemente eine gewisse Selbständigkeit besitzen), und die „apperzeptive Synthese" im engeren Sinne (z. B. eine „Gesamtvorstellung") gehören, sowie sukzessive, die den Gedanken- und den Phantasieverlauf umfassen. Die apperzeptive Synthese kann einer Analyse, einer Herausſonderung von Vorstellungsbestandteilen durch die Aufmerksamkeit folgen, aber auch selbst den Ansatzpunkt für eine Analyse bilden, der sie in diesem Falle vorangeht, wie denn das Geistesleben überhaupt ein beständiges Zusammenspiel beider Apperzeptionsfunktionen, eine Korrelation von Sonderung und Verbindung aufweist.

Von fundementaler Bedeutung ist auch die vergleichend-beziehende Geistestätigkeit, die ebenfalls eine Funktion der Apperzeption ist. Merkmale wie: Gleichheit, Verschiedenheit, Aehnlichkeit, Identität, sind uns nicht als Einzelvorstellungen oder Empfindungen gegeben. Sie finden sich nicht an einem einzelnen Gegenstand des Erkennens, sondern werden einem solchen immer nur in Beziehung zu einem andern als Prädikat zuerkannt, auf Grund einer Vergleichung, d. h. durch das Aneinanderhalten zweier Bewußtseinsinhalte, ein Hinüberwandern der Aufmerksamkeit von dem einen zu dem andern, aus dem sich das Bewußtsein der Einerleiheit oder aber der (partiellen oder totalen) Verschiedenheit (das „Andersſein") ergibt, je nachdem das erlebende Subjekt sich hierbei in seinem Zustande unverändert oder verändert fühlt. Eine Funktion des Apperzipierens sind auch die übri-

gen Relationen, die Beziehungen Ursache-Wirkung, Mittel-Zweck, Grund-Folge u. s. w., als Arten der „Abhängigkeit". Insoweit Relationen in den Merkmalen der wahrnehmbaren Objekte „fundiert" sind, durch diese allgemeingültig gefordert sind, kommt ihnen objektive Realität zu. Von den unmittelbaren, an den Vorstellungsinhalten hergestellten und mit ihnen entdeckten Beziehungen sind die abstrakten Begriffe, die solche Beziehungen zum Gegenstande haben, die „Relationsbegriffe" zu unterscheiden.

18. Raum- und Zeitvorstellung.

Wir nehmen die Außendinge als im Raume befindlich wahr, sie selbst sind dreidimensional ausgedehnt. Die Vorgänge physischer und psychischer Art verlaufen in der Zeit und haben eine gewisse Dauer. Raum und Zeit, in die wir das Reale einordnen, sind Systeme von Anordnungsmöglichkeiten, innerhalb deren jedem Gegenstande eine bestimmte Stelle eignet. Es ist hier vom objektiven Raum und der objektiven Zeit die Rede, und diese mathematisch-physikalischen Systeme raum-zeitlicher Art können als solche nicht unmittelbar wahrgenommen werden, sondern werden nur begrifflich fixiert. Dem Raum- und Zeitbegriffe liegt aber je eine „Anschauungsform" zugrunde, eine eigene (ursprüngliche) Gesetzmäßigkeit der Verknüpfung (Synthese) von Erlebnisdaten.

Die Form der Räumlichkeit und Zeitlichkeit, mit der die Erfahrungsobjekte behaftet sind, ist, erkenntniskritisch betrachtet, eine „apriorische" Bedingung objektiver Erfahrung. Diese Apriorität hat aber mit der psychologischen Frage nach dem zeitlichen Ursprung der Raum- und Zeitanschauung nichts zu tun, sie setzt nicht voraus, daß letztere „angeboren", schon vor allen

übrigen Vorstellungen im Bewußtsein vorhanden ist. In der Tat entsteht die Raum- wie die Zeitvorstellung erst mit den Wahrnehmungserlebnissen, als eine Ordnungsweise dieser, die zum Teil sogar durch die Erfahrung bedingt ist. „Angeboren" ist nur, wie bei allem Psychischen, die Fähigkeit, etwas zu erleben, die Disposition oder Anlage zu einer bestimmten Bewußtseinsart. Die „Ursprünglichkeit" der Anschauungsformen bedeutet, daß diese in der Gesetzlichkeit des Bewußtseins begründet sind, wobei eine Entwicklung der Raum- und Zeitvorstellung durch das Zusammenwirken verschiedener psychologischer Faktoren nicht im geringsten ausgeschlossen ist. Und wenn Raum und Zeit als Formen der Verknüpfung von Daten zu einer Erfahrung durch das Bewußtsein etwas „Subjektives" bedeuten, so haben sie dennoch, als Formen der Erfahrungsobjekte, objektive Geltung und die räumlich-zeitlichen Bestimmtheiten der Anordnung sind durch das Reale selbst mitbedingt, so daß sich die Erkenntnis der „Erscheinungswelt" durchaus auf sie stützen kann und muß.

Da bei der Vorstellung der Tatsachen des Tast- oder Gesichtssinnes von der Raumvorstellung schon die Rede war, so sei hier nur zusammenfassend gesagt: Die Raumvorstellung ist das Produkt einer assoziativen Synthese, sie ersteht aus der Verschmelzung von Empfindungsqualitäten aus dem Gebiete des Tastsinnes oder Gesichtssinnes mit „Lokalzeichen" und Muskel- oder Bewegungsempfindungen. Die Verbindung selbst erscheint gegenüber den Bestandteilen als etwas Neues, nicht auf deren bloße Summation Zurückführbares; die Synthese ist hier „schöpferischer" Art, man spricht sinngemäß von einer „psychischen Chemie." Die „Lokalzeichen" bestehen in Eindrucksunterschieden, die

durch die Stelle des gereizten Hautgewebes bedingt sind und uns unmittelbar die Richtung, aus der ein (haptischer oder optischer) Reiz kommt, erkennen lassen. Wie durch Assoziation von Gesichts- und Tastwahrnehmungen, Akkomodations- und Konvergenzbewegungen, Erfahrungen über Größe und Entfernung der Objekte, Licht- und Schattenwirkungen u. a. die Vorstellung räumlicher Tiefe und der Körperlichkeit zur Ausbildung gelangt, wurde bereits früher dargetan.

Ebenso wie das Räumliche ist die Zeitvorstellung etwas qualitativ Ursprüngliches, Eigenartiges, das sich aus den Komponenten, die an ihr beteiligt sind, nicht restlos ableiten läßt. Von der „objektiven" Zeit, dem auf periodischen Bewegungen, denen wir physische und psychische Geschehnisse zuordnen, um deren zeitlichen „Stellenwert" und Dauer allgemeingültig zu bestimmen, beruhenden System, ist die „subjektive" Zeit, das unmittelbare Zeiterlebnis zu unterscheiden, das Bewußtsein der Aufeinanderfolge (Sukzession) und der Dauer (des Andauerns) unserer Erlebnisse. Es handelt sich hier um eine unmittelbare Form, eine Verbindungsweise, die an und mit den Erlebnissen selbst mehr oder weniger deutlich sich bemerkbar macht. Am wenigsten ist dies der Fall, wenn wir in die Betrachtung eines Objektes uns versenken oder mit etwas intensiv beschäftigt sind. Hier ist das Zeitbewußtsein minimal, im Gegensatze zu dem Zustande der Erwartung und der Langweile, wo es durch seine Intensität peinlich werden kann. In das Gebiet des Zeiterlebnisses gehört: das Bewußtsein des „Nacheinander", der Abfolge, des Auftretens und Verschwindens von Eindrücken, das Bewußtsein der Dauer, d. h. des Ausmaßes, in dem ein Erlebnis im Verhältnis zu anderen Erlebnissen (und zu dem relativ konstanten Ich-

Bewußtsein) sich im Bewußtsein erhält, das Bewußtsein der „Gegenwart" (das Jetzt), „Vergangenheit (das „Gewesene"), der „Zukunft" (das „Noch nicht") oder des „Werdens". In der Zeitreihe, zu der sich unsere Erlebnisse vermöge einer synthetischen Bewußtseinsfunktion unmittelbar (schon vorbegrifflich) ordnen, nimmt jedes Erlebnis, durch ein ihm eigenes „Temporalzeichen", eine bestimmte Stelle ein, wobei uns aber die Zeitreihe selbst nicht als eine Summe homogener Elemente, sondern als ein stetig verfließender, eine Durchdringung qualitativer und intensiver Momente aufweisender Prozeß erscheint (Bergsons „reine Dauer" im Unterschiede von der verräumlichten, homogenen „Zeit" der Verstandeserkenntnis). Die Zeitvorstellung ist ein Verschmelzungsprodukt von Eindrücken (Erlebnissen verschiedenster Art) mit Muskelempfindungen und Erwartungsgefühlen, welche beiden letzten Arten von Zuständen sich an den Zustand der Aufmerksamkeit knüpfen. Indem die Aufmerksamkeit auf einen zu gewärtigenden oder erstrebten Inhalt eingestellt ist, ergibt dieses das Vorwärtsgerichtetsein des Erlebnisstromes; vom „noch nicht" hebt sich das „jetzt" als das „schon" und von diesen das „nicht mehr" oder „vorüber" ab. Die Gegenwart ist ein Durchgangspunkt, ist die Bewußtheit des eben Verwirklichten auf dem Wege zur Erfüllung von Erwartungen im Sinne des zu Verwirklichenden; die Vergangenheit ergibt sich psychologisch durch das Bewußtsein, daß der Inhalt, an den wir uns jetzt erinnern, nicht mehr den ursprünglichen Verwirklichungscharakter aufweist.

Die subjektive Zeitschätzung ist äußerst variabel, sie ist verschieden bei verschiedenen Individuen und ändert sich auch bei einem und demselben Individuum, da sie von verschiedenen Um-

ständen abhängt. Die Zeit scheint uns kurz, sie verstreicht uns rasch, wenn wir uns mit etwas, das uns interessiert, beschäftigen, oder wenn eine Fülle interessanter Erlebnisse aufeinander folgt. Die Zeit wird uns lang, wenn unsere Erlebnisse keine Abwechslung aufweisen und uninteressant sind, unser Bewußtsein arm an anregenden Inhalten ist, oder wenn die Erwartung eines bedeutsamen Ereignisses immer wieder uns reizt und doch nicht befriedigt, wobei die Tendenz zur Hemmung der gegenwärtigen Erlebnisse sich immer wieder bemerkbar macht. In solchen Zuständen ist es die Arbeit der Aufmerksamkeit, die Anstrengung und was an Muskelempfindungen damit verbunden ist, wodurch wir das Bewußtsein der Zeitlänge haben. In der Erinnerung erscheint uns umgekehrt diejenige Zeit, in der wir wenige oder wenig abwechslungsvolle Erlebnisse hatten, als kurz, die gegenteilige Zeit aber als lang. Wir beurteilen hier die Zeitlänge bloß nach der Menge der Erlebnisse, zu der wir die Zeitdauer in Proportion setzen; die Arbeit der Aufmerksamkeit und die Art und Weise ihrer Einstellung (bezw. die der Erfüllung des Strebens) während des damaligen Erlebens kommt hier nicht mehr in Betracht. Wo aber eine lebhaftere Erinnerung auch an diesen Zustand besteht, da erscheint die lange Dauer auch in der Rückschau als lang.

Unter dem „Zeitsinn" versteht man die Fähigkeit, Zeitstrecken (Zeitintervalle, Zwischenzeiten), d. h. die Dauer zwischen dem Auftreten eines Eindruckes und demjenigen eines nachfolfolgenden, in der Erinnerung zu bewahren und sie mit anderen Zeitstrecken zu vergleichen. In der Regel werden, wie dies aus Versuchen erhellt, sehr kleine Zeiten überschätzt, d. h. in der Erinnerung für größer gehalten, große Zeitstrek-

ken aber unterschätzt, für kleiner gehalten, als sie es tatsächlich waren. Bei $^3/_4$ Sekunden scheint die Zeitschätzung am genauesten zu sein. In der Taktfestigkeit des Musikers bekundet sich die Feinheit seines „Zeitsinnes". Dieser ist bei manchen Menschen relativ hoch entwickelt und setzt sogar während des Schlafes nicht ganz aus. Die „Zeitschwelle", d. h. das kleinste Intervall zwischen dem Auftreten zweier Reize, an das sich eine Zweiheit unterschiedener Eindrücke knüpft, beträgt $^1/_{10}$—$^1/_{15}$ Sekunde. Um die Gleichheit der Verschiedenheit zweier Zeitstrecken zu bemerken, bedarf es in der Regel nicht erst eines besonderen Vergleichungsaktes, es findet meist ein unmittelbarer Wiedererkennungsvorgang statt. Das gilt auch für das Bewußtsein des „Rhythmus", d. h. der periodischen Wiederkehr gleichmäßig „betonter" (dauernder) Eindrücke und „Pausen" (Zeitintervalle). Durch Rhythmisierung wird die Menge der in einem einheitlichen Bewußtseinsakte zusammenfaßbaren Eindrücke erhöht (bis zu 40 Tönen), und auch die Zeitschätzung wird durch sie erleichtert. Die Tendenz zur Rhythmisierung — durch die Arbeit erspart wird — ist tief in unserer Organisation begründet, deren Funktionen zum Teil selbst einen rhythmischen Charakter besitzen (Herz-, Atembewegungen). Mit der Rhythmisierung der Arbeit schon bei Naturvölkern stehen die Anfänge der Kunst in Verbindung.

Die Subjektivität der Zeitschätzung ist wohl zu unterscheiden von der seitens der physikalischen „Relativitätstheorie" behaupteten Abhängigkeit der Zeit von der Wahl des räumlichen Bezugssystems; auch die relative „Ortszeit" ist etwas Objektives, begrifflich Bestimmtes, vom unmittelbaren Zeiterlebnis der Indivi-

duen verschieden, bei welchem keinerlei Zeitmessung verbleiben kann.

19. Das Denken und seine Funktionen.

Das Wort „Denken" wird im populären Sprachgebrauch oft im Sinne des „Vorstellens" überhaupt verwendet („an etwas denken"). Die Psychologie hingegen beschränkt den Ausdruck auf eine gewisse Klasse von Bewußtseinsvorgängen. Ein bloßes Vorstellen oder ein assoziativer Vorstellungsverlauf ist noch kein Denken. Ein solches hat nur statt, wo die aktive Apperzeption ins Spiel tritt und „apperzeptive Verbindungen" zustande kommen. Denkend verhält sich das Subjekt nur, wenn es vermöge der willkürlichen Aufmerksamkeit (im Anschlusse an und in Verbindung mit der unwillkürlichen) selbsttätig den Verlauf der Vorstellungen reguliert und aus der Reihe möglicher Inhalte diejenigen auswählt, heraushebt, fixiert und mit anderen ebenso apperzipierten Inhalten nach bestimmten Gesichtspunkten, im Hinblick auf theoretische (Erkenntnis-) und (mittelbar) auch auf praktische Zwecke, gliedert, ordnet, verknüpft. Das Denken besteht aus inneren Willenshandlungen, d. h. es ist zwar nicht selbst ein Wollen, aber eine Willensfunktion, mittelst welcher das Subjekt Stellung nimmt zu dem ihm durch äußere und innere Wahrnehmung übermittelten Vorstellungsmaterial und es zweckmäßig verarbeitet. Das Denken geht von einem „Denkwillen" aus, dessen unmittelbarstes, immanentes Ziel der einheitliche Zusammenhang gegebener und möglicher Vorstellungsdaten ist. Dieses Ziel ist der Inhalt des „logischen Grundwillens", der, insofern das Denken der Erkenntnis dient, zu einem „Erkenntniswillen" wird; der theoretische Wille überhaupt ist eine der Arten des

„Willens zur Einheit" überhaupt, dessen andere Richtungen im Praktischen (Ethischen, Sozialen) und Kontemplativen (Aesthetischen) zur Geltung kommen. Die im reinen Denkwillen wurzelnden logischen Grundgesetze werden infolge der Beschränktheit des individuellen Denkens oft nicht befolgt, auch wird das Denken häufig durch Affekte, Neigungen, fremdartige Willensmotive ungünstig beeinflußt. So muß denn von dem psychologischen das streng logische, konsequente, formal richtige, dem Denkziele und den Denkgesetzen konforme Denken unterschieden werden. Es gibt ferner ein primäres, konkretes Denken, welches unmittelbar an dem Wahrnehmungsmaterial sich analytisch-synthetisch betätigt, und ein abstraktes Denken, welches mit Begriffen operiert und sich von der Anschauung oft weit entfernt. Durch die Verarbeitung der Wahrnehmungsdaten seitens des primären („synthetischen") Denkens entsteht „Erfahrung", an deren Sonderergebnisse wiederum das weitere Denken sich anpaßt, wodurch die Erkenntnis immer weiter schreitet. Die obersten Gesichtspunkte, von denen sich das Denken im Erkenntnisprozesse leiten läßt, sind die Grundformen der beziehenden Verknüpfung, der Einheitssynthese und gehören zur ursprünglichen Gesetzlichkeit des erkennenden Bewußtseins, die zugleich, da nichts Erfahrungsobjekt werden kann, ohne in diese Formen einzugehen, zugleich Formen der Erfahrungsgegenstände selbst (zu unterscheiden von „Dingen an sich!") sind. Mögen auch die Begriffe, in denen wir diese „Formen des Denkens" fixieren, im Laufe der Geschichte eine gewisse Entwicklung durchmachen, so bleibt doch der wesentliche Inhalt dieser „Kategorien" (Einheit-Vielheit, Substanz, Kausalität u. dergl.) immer der gleiche und ohne die Geltung dieser Begriffe (und der

sich aus ihnen ergebenden Grundsätze) ist kein objektiver Erfahrungszusammenhang möglich. „Angeboren" sind aber die „Kategorien" ebensowenig als die Raum- und Zeitvorstellung.

Während beim assoziativen Vorstellungsverlauf die Richtung der Reproduktion keiner Kontrolle unterliegt, steht sie beim Denken unter der Herrschaft einer „Zielvorstellung", von der „determinierende Tendenzen" (N. Ach) ausgehen. Durch apperzeptive Synthese entstehen „Gesamtvorstellungen", die dem Denkenden mehr oder weniger deutlich vorschweben und die er analysiert, um die Glieder in aktiv-bewußter Weise zu einer Einheit zu verbinden. Aus der Menge möglicher Assoziationen und Reproduktionen läßt der Intellekt jeweils nur das ins Bewußtsein treten, was er zu seinem Zwecke braucht, und so ordnet und verknüpft sich die Mannigfaltigkeit von Vorstellungselementen dem Denkzwecke gemäß. Indem dieser in der Herstellung oder Gewinnung innerer Zusammenhänge besteht, stellt das Denken das sachlich „Zusammengehörige" zusammen oder ist wenigstens auf solche innere Zusammengehörigkeit eingestellt, will es „richtiges" Denken sein. Glaubt der Denkende, norm- und sachgemäße, den „Tatsachen" entsprechende Gedanken zu haben, so macht er Anspruch auf „Gültigkeit" dieser Gedanken und erwartet, daß die Denkgenossen ihm zustimmen, ebenso denken werden oder müssen wie er. Der intersubjektive Denkverkehr trägt, neben der fortschreitenden Erfahrung, zur Berichtigung des Denkens bei. Nur was sich im Wechsel der Denkerlebnisse als unabänderlich, konstant bewährt, behält das eine Reihe von Denkakten begleitende Gefühl der „Evidenz", das nur in diesem Falle ein Zeichen allgemeiner und objektiver Denknotwendigkeit ist.

Durch das Denken wird das aus Daten der äußeren und inneren Wahrnehmung bestehende Vorstellungsmaterial geistig verarbeitet. Dadurch wird es bedeutungsvoll und das Subjekt vermag durch das „Begreifen", d. h. die Möglichkeit der Einordnung eines Gegebenen in einen Zusammenhang, sich in seiner Umwelt aktiv zu orientieren und sie zu beherrschen. Das Denken dient zunächst dem Leben, wird in erster Linie durch praktische Bedürfnisse im Dienste der Selbsterhaltung des Individuums wie der Gattung geleitet, und letzten Endes findet immer wieder eine Verwertung von Denkergebnissen und Erkenntnissen für das Handeln statt. Aber zweierlei ist nicht zu übersehen: erstens verlangt der Denkwille und Erkenntnistrieb auch Befriedigung um seiner selbst willen, dient dessen Betätigung dem Streben, Lücken, Unsicherheiten, Widersprüche u. s. w., kurz Störungen des Bewußtseinszusammenhanges zu beseitigen, sowie der Tendenz der Selbstentwicklung, nach Wachstum und Stärkung des Bewußtseins oder Geistes, wodurch Erkenntnis einen Eigenwert erhält und relativer „Selbstzweck" wird. Zweitens ist die Richtigkeit und Wahrheit des Denkens nicht aus dessen Nutzen für das Leben oder Handeln zu ersehen, sondern nach theoretischen Normen zu beurteilen, nach logischer (nicht biologischer) Zweckgemäßheit des Denkens und seiner Resultate. Doch diese und andere Fragen fallen nicht in das Gebiet der Denkpsychologie, sondern in das Gebiet der Logik und Erkenntnistheorie.

Das Denken vollzieht sich in Urteilen und Urteilszusammenhängen (Folgerungen und Schlüssen), deren sprachliche Formulierung „Sätze" heißen. (Die Sprache ermöglicht erst ein

abstrakt-begriffliches Denken, doch gibt es auch ein nichtformuliertes Denken). Als Elemente sowohl wie als Erzeugnisse von Urteilen fungieren die Begriffe. Hören wir irgendein Wort (z. B. Löwe), so kann zweierlei geschehen: entweder wir verstehen ohne weiteres den Sinn des Wortes auf Grund von bloßen Reproduktionstendenzen, oder wir haben zugleich die Vorstellung eines bestimmten Löwen, den wir einmal gesehen haben, vor uns; oder endlich es befindet sich in unserem Bewußtsein eine Vorstellung, bei der nur gewisse für einen Löwen charakteristische Merkmale hervortreten, das Uebrige aber verschwommen oder unterbewußt bleibt. Mit dieser Vorstellung ist (der Möglichkeit nach) das Bewußtsein verbunden, daß sie uns die ganze Gattung „Löwe" vertritt. Solche mit einem sprachlich ausgedrückten Gedanken verbundene Vorstellung ist eine „typische" (früher meist „Gemeinvorstellung" genannte) Vorstellung allgemeiner Art. Eine solche Vorstellung ist aber nur das „Schema" zu einem Begriff. Dieser selbst, der erst im Urteil lebendig, verwirklicht wird (da er sonst nur eine Urteilsmöglichkeit bedeutet), kommt dadurch zustande, daß durch die Aufmerksamkeit („Attention") an einer Reihe von Vorstellungen nur jene Merkmale fixiert und zur Einheit verbunden werden, die als charakteristisch, „wesentlich" für ein Objekt (oder eine Klasse von solchen) erscheinen, wobei von den übrigen Merkmalen (in diesem Denkzusammenhange) abgesehen („abstrahiert") wird. Die „Abstraktion" ist also nicht das Primäre bei der Begriffsbildung, sondern die Blickeinstellung, durch die das „Wesen", das im Wechsel der Modifikationen eines Gegenstandes oder in der Vielheit seiner individuellen Besonderungen Bleibende, Konstante, „Allgemeine" geistig erfaßt wird.

In jedem Begriff liegt eine Aufforderung, ein Gesetz für eine bestimmte Einheitssynthese vor, die durch ein Urteil („Definition") ausgeführt werden kann. „Unanschaulich" sind Begriffe, sofern die Vorstellungen, von denen sie ausgegangen sind, nicht reproduziert zu werden brauchen: es genügt oft eine „Bereitschaft" oder „Einstellung", ein Bewußtsein der Reaktionsfähigkeit auf ein gehörtes oder gelesenes Begriffswort. Insbesondere pflegt bei „abstrakten" (isolierte Eigenschaften oder Beziehungen zum Inhalte habenden) Begriffen nur die den Begriff ausdrückende Wort-Vorstellung eigentlich bewußt zu sein. Die Auswahl des im Begriffsinhalt zu Verknüpfenden ist von verschiedenen Umständen abhängig (Interesse, Forschungsrichtung, Stand der bisherigen Erkenntnis u. s. w.); je nach dem Gesichtspunkte der Betrachtung kann es von demselben Objekt verschiedene Begriffe geben. Im Allgemeinen findet eine Entwicklung statt, die vom biologisch und psychologisch Bedeutsamen des primitiven, naiven, praktischen Begriffsinhalts zum erkenntnismäßig und logisch bestimmten „Wesen" (nicht bloß subjektiv „Wesentlichen") führt; ein Prozeß, der für die empirischen Begriffe niemals abgeschlossen ist. Die Wissenschaft geht darauf aus, immer genauere und vollständigere, den Merkmalen und Beziehungen der Objekte möglichst entsprechende, sie durch allgemeingültige Synthesen adaequat bestimmende Begriffe zu gewinnen, durch die auch das Individuell-Subjektive der Erlebnisse möglichst überwunden wird. Daß vermöge der begrifflichen Zusammenfassung von Erfahrungsdaten geistige Arbeit erspart wird (Prinzip der „Denk-Oekonomie"), ist eine zweckmäßige Wirkung, aber nicht das Ziel der Begriffsbildung.

Indem wir einen Begriff zu einem Wahrnehmungsinhalt oder zu einem anderen Begriff in Beziehung setzen, urteilen wir. Das Urteil ist aber nicht primär eine Verknüpfung getrennter Elemente, sondern beruht auf der Analyse einer „Gesamtvorstellung", deren Bestandteile so gegliedert werden, daß der eine (bezw. das Ganze) durch den andern bestimmt wird; in der Urteilsformulierung, dem Satze, ergibt das die Gliederung in Subjekt und Prädikat. Wenn wir z. B. in Anknüpfung an die Wahrnehmung der Sonne am Himmel das Urteil fällen: die Sonne leuchtet, so heben wir aus dem Gesamteindruck der leuchtenden Sonne ein (uns interessierendes, für uns bedeutsames) Merkmal heraus und verknüpfen es dann mit dem übrigen Komplex zu einer gedanklichen Einheit. Auch an Begriffen können Merkmale herausgehoben und durch sie jene bestimmt werden (z. B.: die Gesellschaft ist eine Organisation, der Löwe ist ein Raubtier. Dieses „Bestimmen" besteht darin, daß ein (zunächst oder partial) Unbekanntes durch Einordnung in den Vorstellungsbestand zu einem Bekannten und auf diese Weise gedeutet wird. So liegt jedem (formulierten) Urteil ein psychologisches „Erkennen" zugrunde, das Entdecken gattungsmäßig bekannter Merkmale an einem Einzelfalle. Indem durch das Urteil solche Merkmale einem Vorstellungsgegenstande oder Denkobjekt „zuerteilt" (zugeordnet) werden, bringen wir unser Wissen um das „Sosein" oder „sich so Verhalten" des Gegenstandes zum Ausdruck oder auch zur Mitteilung an andere. Voraussetzung des Urteilsaktes ist oft eine aktuelle oder mögliche „Frage", ein Wille zur Bestimmtheit des Vorstellungszusammenhangs. Das Urteil gibt Antwort auf die Frage: was oder wie ist etwas, welche Merkmale hat man mit dem Wahr-

genommenen, Vorgestellten, Gedachten zu verbinden? Je nach dem Gesichtspunkte der Synthese und der Richtung des Interesses gibt es verschiedene Arten des Urteils (z. B. Benennungs-, erzählende, klassifizierende, Subsumtions-Urteile, Existentialurteile u. s. w.); auch kann ein Urteil in verschiedenen Arten der Gewißheit auftreten. Der Glaube an die Gültigkeit oder Richtigkeit des Urteils ist diesem immanent; unter besonderen Umständen (z. B. in der Abwehr des Zweifels) tritt ein Ueberzeugungsgefühl oder ein Geltungsbewußtsein, ein besonderes „Fürwahrhalten" auf, das sich an die urteilsmäßige „Ineinssetzung" knüpft. Je nach der Sicherheit, mit der urteilend Stellung genommen wird, nach der Stützung des Urteils auf „Gründe", ist der Grad der „Gewißheit" ein verschiedener, angefangen von der vollen Unentschiedenheit des „Zweifels" bis zur Ueberzeugung des „Wissens" oder des festen „Glaubens." Die Ableitung eines Urteils auf der Verbindung anderer Urteile, die etwas gemeinsames enthalten, ergibt das Schließen. Der „Schluß" selbst ist die Synthesis von Urteilen zu einem neuen, eine Art des Zusammenhangs-Bewußtseins. Ein Urteil, dessen objektive Gültigkeit feststeht und das einem Sachverhalt entspricht, einen solchen gedanklich zum Ausdruck bringt, hat „Wahrheit" und ist eine „Erkenntnis" im logischen Sinne. Durch Ausfallen von Zwischengliedern (infolge Uebung u. dergl.) erfolgt eine „Mechanisierung", ein Herabsinken derselben ins Unter- und Unbewußte. Dies hat zur Folge, daß der Schlußprozeß vielfach in abgekürzter Weise abläuft und bringt es auch mit sich, daß aus dem Grunde des Unterbewußten „intuitiv" Urteile gefällt werden. Es hat hierbei nicht selten den Anschein, als ob das Denken gleichsam „von selbst" (durch

„Eingebung"), ohne Beteiligung des Ich erfolgt. Primär aber ist der Kern des Intellekts (des „Verstandes") stets der „Wille", dessen Wirksamkeit sei es direkt, sei es indirekt im Denken und Erkennen sich offenbart.

20. Die Phantasie.

Die Reproduktion von Vorstellungen ist in Wahrheit immer eine Produktion, eine Neubildung, eine Verbindung von Elementen, die nicht als solche fertig im Unbewußten bereit lag, sondern die erst, auf Grundlage von „Dispositionen", im Momente der Erinnerung zustande kommt. Die Gedächtnisvorstellungen weichen immer in irgendwelchen Merkmalen von den ursprünglichen Eindrücken ab, so ähnlich sie ihnen auch oft sein mögen. Sie sind demgemäß von den Gebilden der „Einbildungskraft", den Phantasiebildern nicht scharf genug abgegrenzt, gehen oft in solche über, ohne daß man es bemerkt.

Die Phantasie ist die Fähigkeit, Vorstellungselemente und Vorstellungen in einer Weise zu verbinden, wie sie weder in der Wahrnehmung noch in der bloßen Erinnerung statthat. Neue Elemente kann die Phantasie nicht schaffen, auch die freieste, erfindungsreichste Einbildungskraft vermag nur mit Daten zu operieren, die aus irgendwelchen Erlebnissen stammen. Das Neue, Originelle, liegt in der Kombination und Komplexion, in der Synthese der Erlebniselemente. Diese Synthese kann nun in zweifacher Weise zustandekommen. Zunächst durch die „passive" Phantasie. Lesen wir z. B. die Beschreibung einer uns unbekannten Gegend, so steigt in uns ein Phantasiebild auf, das durch die gelesenen Worte ausgelöst wird; es bildet sich unter dem Einfluß der passiven Apperzeption ein bestimmter Vorstellungszusammenhang, eine

neue Kombination aus Erinnerungselementen. Es ist diese passive „Einbildungskraft", die uns oft das Verständnis von gehörten und gelesenen Worten sowie von Mitteilungen über fremde Erlebnisse ermöglicht, indem wir uns bei dem Vernommenen „etwas vorstellen" können. Die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ist bei verschiedenen Individuen sehr verschieden; während die einen sich nur schwer und verschwommen etwas vorstellen können, ist bei anderen die Einbildungskraft leicht erregbar, beweglich intensiv. Im Zustande physiologischer Uebererregung (Fieber, Rausch u. s. w.) ist die Einbildungskraft besonders lebendig; unter abnormalen Bedingungen entstehen leicht allerhand „Phantasien", Trugbilder, die für Wirklichkeiten gehalten werden. Eine große Rolle spielt die passive Phantasie im Traumleben, wo ebenfalls die Einbildungsvorstellung einer Wahrnehmung gleicht. In der Regel fehlt den Phantasievorstellungen das Wirklichkeitsbewußtsein; das Bewußtsein, es handle sich hier um etwas nicht Reales, muß aber nicht immer aktuell vorhanden sein.

Die „aktive"" Phantasie ist dem Denken analog, sie kann geradezu als ein „Denken in Bildern" bezeichnet werden. Doch unterscheidet sie sich vom eigentlichen Denken namentlich durch die volle Anschaulichkeit ihrer Gebilde. Im Uebrigen ist sie wie das Denken eine Leistung der aktiven Apperzeption und damit eine Willensfunktion. Die Phantasietätigkeit geht ebenfalls von einer, oft nur dunkel bewußten „Gesamtvorstellung" aus, deren analytisch gewonnene Elemente sie verbindet. Geleitet wird sie hierbei durch ein Ziel, auf das der Gestaltungswille gerichtet ist. Was diesen Willen auslöst, kann auch unterbewußt bleiben und bloß gefühlsmäßig zur Geltung kommen. Auch ist kein

dauerndes Aktivitätsbewußtsein etwa beim künstlerischen Schaffen vorhanden; der Gestaltungswille ist im Verlaufe dieses Produzierens als „Einstellung" regsam; unter seinem Einfluß, aber nicht willkürlich gerufen, kommen „Inspirationen" und erfolgt ein Zusammenwirken aktiver und passiver Phantasie, „unbewußter" Produktion und bewußter Reflexion. Beim Künstler beim genialen insbesondere, wird die Phantasie wahrhaft schöpferisch; er schafft mit souveräner Freiheit, sich weit über die Wirklichkeit erhebend, aber mit innerer, ästhetischer „Wahrheit", gemäß einer „Logik der Phantasie", die in dem alles geistige Tun beherrschenden Einheitswillen, dem Willen zum einheitlichen Zusammenhang möglicher Erlebnisse, wurzelt. Mögen die Phantasiegebilde mit den Dingen der Wirklichkeit im Widerspruch stehen, die ideale Welt, der sie angehören, muß in sich widerspruchslos und gesetzlich sein. Die künstlerische „Autonomie" ist, wie jede andere Selbstbindung in der Freiheit, Unterordnung unter die Gesetze der künstlerischen Persönlichkeit; das Kunstwerk, ein Ausdruck der seelischen Individualität, ihrer Einstellungen, Gefühle, Affekte, Wünsche, Tendenzen, wird durch diese Gesetze normiert. So viel Irrationales und Individuelles, so viel aus dem Unterbewußtsein Stammendes und dessen Triebe „Sublimierendes" die Kunst aufweist, so entbehrt sie doch nicht des Ueberindividuellen, sie hat ihren eigenen „Logos" (und ihr eigenes „Ethos"), eine allgemeingültige „Form."

Nicht nur im Gebiet des Aesthetischen ist die Phantasie von großer Bedeutung. Auch die Wissenschaft kann ohne sie nicht fortkommen, ebensowenig die Technik. Ueberall betätigt sie sich in kombinatorischer, erfinderischer, gestaltender Weise und beeinflußt so die Richtung des

Denkens und Erkennens. Sie ist auch ein seelischer Faktor von Spielen und gibt Anlaß zu einer eigenen Gattung dieser (den bestimmten „Funktionsbedürfnissen" entspringenden) „Phantasie-Spiele". Da die Phantasie gegenüber dem Zwange der Wahrnehmung und dem Getriebe der Erinnerungsvorstellungen seelische Energien in größerer Ungebundenheit sich umsetzen läßt, da sie ferner für mangelnde Wirklichkeiten oft ideellen Ersatz gewährt, schöne Zukunftsbilder vorgaukelt, kurz das Dasein zu verklären vermag, so ist die Intensität und Ausbreitung der Lust am Phantasieren und an Phantasieprodukten begreiflich. Wichtig ist auch die Ideal-bildende Funktion der Phantasie; die „Ideale" sind Bilder „vollkommener", unseren (individuellen oder kollektiven) Wünschen entsprechende Gebilde, Phantasiebilder, die zum Teil Forderungen der Vernunft gemäß konzipiert sind und die zugleich als Willensziele wirksam sein können.

„Phantasiegefühle" sind nicht Vorstellungen von Gefühlen, sondern Gefühle (Affekte und Stimmungen), die sich an Phantasievorstellungen knüpfen und durch den Charakter dieser ihre Färbung gegenüber den übrigen Gefühlen erhalten. Bei den „Phantasieurteilen" verhalten wir uns so, daß wir uns um die Unwirklichkeit des Beurteilten nicht kümmern und (zu einem ästhetischen oder anderen Zweck) die „Annahme" machen, es sei in Wirklichkeit so; wir verhalten uns oder urteilen so, „als ob" es wirklich oder wahrhaft sei, wir „lassen es gelten".

21. Das Selbstbewußtsein.

Die psychischen Erlebnisse sind Funktionen eines erlebenden Subjekts, das sich in ihnen betätigt. Unser Bewußtsein ist ein einheitli-

cher Zusammenhang, es ist Einheit in der Mannigfaltigkeit. Die Einheit des Bewußtseins ist nicht arithmetische Einfachheit, sondern formaler Art. Diese Einheit ist die allgemeine Form, in der die Bewußtseinsfunktionen sich zusammenschließen, das Zentrum, auf das sie bezogen werden. Indem die Bewußtseinseinheit (in und mit der Erlebnismannigfaltigkeit) für sich selbst da ist, sich selbst erfaßt, wird das Bewußtsein zum Selbstbewußtsein. Der Ausdruck für die Einheit des erlebenden Subjekts, für die Tatsache, daß die Erlebnisse sich um ein Zentrum gruppieren, auf ein solches bezogen sind, ist das „Ich". Während die „Ichheit" oder das reine („transzendentale") Ich die bei allen Subjekten gleiche, ursprüngliche, alle Erkenntnis bedingende Form des „Bewußtseins überhaupt" ist, kommt für die Psychologie nur das individuelle („empirische") Ich in Frage, das sich durch die Besonderung seiner Funktionen und Inhalte von anderen seelischen Individuen unterscheidet.

Am Anfange der psychischen Entwicklung besteht noch keine scharfe Trennung zwischen einem Außenwelts- und einem Selbstbewußtsein. Das „Ich" ist als solches zunächst nur potentiell vorhanden, es verschmilzt mit den Erlebnisinhalten zu einem verworrenen Ganzen. Durch die allmähliche Unterscheidung der vom Willen des Erlebenden unabhängigen, ihm und den Körperbewegungen Widerstand leistenden Wahrnehmungsobjekte von dem beseelten Leib des Erlebenden und von dessen reproduzierten Vorstellungen sondert sich das Bewußtsein der Außenwelt von dem der Innenwelt und des Ich ab. Was den beseelten Leib als „eigenen" auffassen läßt, das ist die Konstanz des auf ihn bezogenen Wahrnehmungskomplexes, der durch die dazugehörigen Gemeinempfindungen, die doppelte Tastempfin-

dung bei der Selbstberührung, Schmerzempfindungen, die Unterordnung der Bewegungen unter die Herrschaft des Willens einen besonderen Charakter erhält. Der beseelte Leib ist das primitive „Ich"; das Kind, das zuerst in der dritten Person von sich spricht, obwohl es schon ein solches primitives Ich besitzt, deutet bald auch mittelst des Wortes „Ich" auf diesen seinen Leib. Das Ich-Bewußtsein tritt hier, wie vielfach auch später noch, als „Selbstgefühl" (im weiteren Sinne) auf. Im Verlaufe der geistigen Entwicklung lernt das Subjekt, seine Reaktionen und Aktionen, seine Funktionen nicht bloß von der Außenwelt, sondern auch von seinem eigenen Leib-Komplex zu unterscheiden. Das Ich vergeistigt sich hierbei; „Ich", das bedeutet nicht mehr bloß: dieses so und so körperlich Geformte und mit diesen Leibeszuständen Behaftete, sondern auch und vorzüglich: dieses Wesen da, das eine Reihe bestimmter Erlebnisse gehabt hat und haben wird; endlich: dieses Erlebnisfähige, dieses Vorstellende, Denkende, Wollende, Handelnde; diese im Wechsel seiner Erlebnisse sich als formal-identische, dauernde, stetig entfaltende und auswirkende Bewußtseins-Einheit, die sich von der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erlebnisinhalte unterscheidet, sich ihnen gegenüberstellt, sie als durch das Ich „gehabt" auffaßt. Das Selbstgefühl wird so zum „Selbstbewußtsein", das in verschiedenen Graden und Stufen der Bewußtheit auftreten kann. Der höchste Grad ist die, niemals abgeschlossene, die Tiefen des Ich niemals voll ergründende „Selbsterkenntnis", die höchste Stufe, die philosophische Ich-Reflexion, die bis zum „reinen Ich", bezw. zur „Ichheit" vordringt.

Es gibt Zustände, wo das Ich so sehr in den Inhalt von Erlebnissen sich versenkt, daß

es wie ausgelöscht erscheint, andere wieder, wo das Ich sich seiner Erlebnisse als „seiner" bewußt wird und ein ausgeprägtes Bewußtsein seiner selbst hat. Zu beachten ist folgendes: Der „Ich-Gedanke" hat zum Gegenstande eine bestimmte, formal sich immer wieder „setzende", im Strome des Erlebens sich permanent erhaltende Einheit. Diese ist, wie gesagt, nicht Einfachheit, sondern Zusammenhangseinheit, deren Identität auf der Stetigkeit des Erlebniszusammenhanges soweit auf der Konstanz eines Komplexes von Dispositionen und einer Grundrichtung des Reagierens beruht. In Bezug auf diese Permanenz der individuellen Grundstruktur ist von einer personalen Identität des Ich während des ganzen Lebens zu sprechen. Anderseits ist das individuelle Ich einer ständigen Entwicklung unterworfen, es verändert sich, wenn auch oft unmerklich, von einem Moment zum andern, modifiziert sich, erscheint auch oft zu verschiedenen Zeiten des Lebens als ein anderes. Der „Ich-Gedanke" kann also außer der formalen Identität des Ichbewußtseins meinen das „Momentan-Ich", d. h. die in jedem Momente gegebene augenblickliche Zuständlichkeit des Ich, einen Ausschnitt aus dem Inhalt des („historischen") Ich, d. h. jenen Komplex von Selbst-Erinnerungen, der jeweils mit dem Worte „Ich" sich assoziiert oder der während eines Erlebnisses zur Reproduktion gelangt, oft auch nur in der Form einer „Bereitschaft" auftritt. Dieser Ich-Inhalt wechselt vielfach, in Abhängigkeit von verschiedenen (physiologischen, psychologischen, sozialen) Bedingungen. Es ergibt sich hier eine Art „Relativität des Selbstbewußtseins." So z. B. ist man hier sich selbst ein „anderer" je nach dem sozialen Milieu, in dem man sich zur Zeit bewegt, auch schon durch die Einstellung

auf bestimmte Individuen und Kreise und auf die Meinung, die diese von uns haben; unser „soziales" Ich ist ein Reflex der sozialen Umwelt, ist durch unser Verhältnis zu dieser bestimmt. Man denke an die oft großen Gegensätze zwischen dem Ich des Privatmannes und das desselben Menschen als Politiker, Beamter u. dergl. oder als Glied einer Masse, einer sozialen Gruppe. Ein Wechsel des Milieu, der Lebensführung, das Hineingeraten in neue Verhältnisse kann das Ich oft erheblich modifizieren. Auch infolge seelischer Erkrankung kann das Ich eine große Wandlung durchmachen, indem bestimmte Komplexe ausfallen, andere an deren Stelle treten. Es kann dadurch auch zu einer Art „Spaltung der Persönlichkeit" kommen, wobei bald der eine, bald der andere Ich-Komplex herrschend sind und das Ich-Bewußtsein bestimmt (z. B. in der Hypnose); der Charakter des Menschen scheint dann oft ins Gegenteil umgeschlagen oder es sieht aus, als ob in ihm ein fremdes Ich sich manifestierte (Zustände der „Besessenheit, des „Mediumismus" u. a.). Auch unter normalen Verhältnissen zeigen sich im Inhalt des Ichbewußtseins oft starke Divergenzen, Gegensätze, Widersprüche, je nachdem eine oder die andere seelische „Schicht", dieser oder jener Bezirk von Dispositionen, von Komplexen (gefühlsbetonten Vorstellungen und Strebungen, Trieben) zur vorübergehenden Vorherrschaft gelangt oder sich im Wettstreit mit anderen Komplexen befindet.

Das „Selbstgefühl" im engeren Sinne des Wortes, d. h. das stark gefühlsbetonte Bewußtsein der Kräfte, Macht, Bedeutung, des Wertes des eigenen Ich, ist bei verschiedenen Individuen verschieden geartet, schwankt aber auch oft bei einem und demselben Menschen. Abhängig ist

es von der organischen Vitalität und dem Maß ererbter und erworbener seelischer Energie, über die ein Individuum verfügt, ferner von dessen Erfahrungen betreffs der Erfolge seines Wollens und Wirkens, endlich auch von der Schätzung der eigenen Persönlichkeit durch andere, durch die gesellschaftlichen Gruppen. Es bestehen hier aber vielfach Täuschungen, nach oben hin (bis zum „Größenwahn") und nach der unteren Grenze von Minderwertigkeitsgefühlen. Eine häufige Erscheinung ist das Bestreben des Ich, die von ihm gefühlten eigenen Minderwertigkeiten, Schwächen, Fehler zu verdecken, sich — vor sich selber und vor anderen — stärker, besser erscheinen zu lassen, als es in Wirklichkeit ist. Das Ich ergibt sich nur zu gern einer Selbsttäuschung. Dies auch in der Weise, daß es, oft ohne dies bewußt zu tun, seine Schwächen gemäß dem Idealbild, das es sich von einem Ich macht, durch die Annahme entgegengesetzter Attitäden zu kompensieren, auszugleichen sucht. Bei dieser bewußten Anpassung an das Wunsch-Ich kommt es nicht selten zu einer Ueberkompensation; das Individuum, das in Wahrheit etwa sentimental, willensschwach, ängstlich u. dergl. ist, markiert in übertriebener Weise den robusten, energischen, kraftvollen Charakter („Männlicher Protest": A. Adler). Bis zu einem gewissen Ausmaße kann die „Individualität", die Eigenart eines Ich tatsächlich durch den Einfluß von Autosuggestion, Wünschen, das Bild des Ideal-Ich und den Willen zu diesem eine höhere Stufe der Entwicklung erreichen. Die durch ihren Vernunftwillen vollkommene Herrschaft über die Mannigfaltigkeit der Triebe und Begehrungen ausübende, harmonisch und konsequent sich betätigende „Persönlichkeit" ist ebenfalls ein Ideal; sie ist nicht gegeben, sondern den Individuen aufgegeben als Vollkommen-

heitsziel, dem man sich nur mehr oder weniger nähern kann.

II. Teil.

Das Gefühls- und Willensleben.

A.

Das Gefühlsleben.

22. Die Eigenschaften des Gefühls.

Wir verhalten uns niemals rein vorstellend oder intellektuell. Der Zustand der „Gleichgültigkeit" (Indifferenz) ist nur ein Durchgangspunkt des Erlebnisstromes und nur relativer Art, absolut gefühlsfrei ist auch er nicht. Wenn auch noch so wenig ausgeprägt und bewußt, irgendwie nimmt das erlebende Subjekt immer Stellung zu seinen Erlebnisinhalten, bzw. vermittelst dieser zu den sie auslösenden Reizen äußerer und innerer Art, es reagiert auf sie verschieden, je nach der Angemessenheit derselben zu seiner Gesamtbeschaffenheit oder zu seinen partialen und jeweiligen Zuständen. Das Gefühl ist im engeren Wortsinne „subjektiv" als die Empfindung, es kann zwar indirekt auf ein Objekt sich beziehen, hat aber unmittelbar nichts mit Erkenntnis, objektiver Sachverhalte zu tun, sondern ist ein Symptom für ein Verhalten des Subjekts gegenüber seinen Erregungen. Das Gefühl ist weder selbst eine Empfindung oder Vorstellung, noch ein Produkt der Verbindung oder Wechselwirkung solcher, es ist ein spezifischer, unableitbarer Vorgang, eine ursprüngliche Seite des Bewußtseins, ein Grundmoment des seelischen Erlebens. Doch gibt es kein besonderes Gefühlsvermögens, sondern nur Gefühlsdispositionen, die zum Teil „angeboren", zum Teil aber

im Laufe des Lebens entstanden sind. Ferner gibt es keine gesondert auftretenden Gefühle, sondern diese knüpfen sich stets an Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen (kurz an sensuale und intellektuale Vorgänge) und bilden selbst Anfangsmomente oder Begleiterscheinungen von Willensvorgängen; sie sind wenigstens potentielle Willensfaktoren, gehen in der Regel in ein „Streben" über.

Die Grundrichtungen, nach denen sich die Gefühle unterscheiden lassen, sind „Lust" und „Unlust". Diese Ausdrücke sind im weitesten Sinne zu verstehen, sie umfassen die verschiedensten Arten und Grade des Angenehmen und Unangenehmen, des Wohlgefallens und Mißfallens, des Behagens und Unbehagens, der Freude und des Leides. Man kann die Lust als die positive, die Unlust als die negative Gefühlsrichtung bezeichnen, wobei aber zu betonen ist, daß Unlust nicht bloßer Mangel an Lust, sondern in ihrer Art auch ein Positives ist; anderseits ist Lust nicht etwa bloßes Freisein oder Aufhören von Unlust, sondern ein Zustand, der auch ohne vorangegangene Unlust auftritt, aus selbständigen Bedingungen entspringt. Zunächst sind Lust und Unlust als *sinnliche* Gefühle vorhanden, als „Gefühlston" einzelner Empfindungen oder als elementare Wahrnehmungsgefühle. Dazu kommen dann die *geistigen* Gefühle, die sich an bestimmte Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen knüpfen. Durch eine Synthese elementarer oder überhaupt von Partialgefühlen entstehen „Totalgefühle", die ihrer Qualität oder Nuance nach den Bestandteilen gegenüber etwas Neues darstellen, schon deshalb, weil durch das Zusammenwirken der den Partialgefühlen zugrundeliegenden Teilerlebnisse zu einem Ganzen eine neue, einheitliche Gefühls-

grundlage entsteht. Solche Totalgefühle sind z. B. die aus einer Verbindung verschiedener aesthetischer Elementargefühle und assoziativ hinzukommender Vorstellungsgefühle resultierenden Gesamtgefühle, wie sie durch die Teile eines Kunstwerkes (z. B. einer Komposition) ausgelöst werden. Während der elementare Gefühlston der Empfindung an dieser als solcher, wenn auch mit individuellen Modifikationen, haftet, stehen die komplexen, geistigen Gefühle in einem loseren Zusammenhange mit ihrer Vorstellungsgrundlage. Abhängig sind die Gefühle von verschiedenen Bedingungen: von der Qualität und Intensität des Erlebnisses, letzteres so, daß in der Regel sehr schwache und sehr starke Eindrücke Unlust, mittlere aber Lust oder relative „Gleichgültigkeit" zur Folge haben; von der „Konstellation", d. h. den gerade im Bewußtsein vorhandenen Vorstellungen und Vorstellungsdispositionen; von der jeweiligen Gemütsstimmung oder allgemeinen Gemütslage; von den besonderen Gefühlszuständen, die dem neuen Erlebnis vorangehen; von der ganzen Individualität des Erlebenden (der ihm eigentümlichen Art, auf Eindrücke zu reagieren, seinen Gemütsdispositionen) u. a. Je nach dem Wechsel dieser Bedingungen kann derselbe Eindruck in dem einen Falle (oder das einemal) Lust, in dem andern (oder ein anderesmal) Unlust erwecken oder relativ gleichgültig sein; oder es kann die Intensität des Gefühls bei gleichbleibender Qualität wechseln. Da die Gefühle Symptome für die Art nud Weise sind, wie sich ein Erlebnis dem Zusammenhange der bisherigen Erlebnisse (dem einheitlichen Ich-Zusammenhange) einordnet, — in mehr oder weniger passender harmonischer oder aber in störender Weise — so ist es verständlich, daß die Vergangenheit des Ich, die entfern-

tere wie die nächste, Art und Grad des Gefühls bedingt oder beeinflußt.

Im allgemeinen läßt sich sagen: alles, was in einem günstigen Verhältnis zur psychophysischen Organisation erlebt wird, was diese als Ganzes oder in einem Teile fördert, erregt ein Lustgefühl, während alles Störende, Schädigende Unlust erweckt. So weist das Gefühl auf die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit von Reizen und Erregungen des Organismus hin. Aber das Gefühl ist oft nur ein Symptom für unmittelbare, momentane Förderung oder Hemmung; auf die Folgen der Erregung oder Betätigung ist das begleitende Gefühl vielfach nicht eingestellt. So wird es begreiflich, daß etwas was für den Augenblick oder in Bezug auf einen Teil des Organismus lustvoll ist, unlustvolle Effekte für diesen Teil oder für den Gesamtorganismus nach sich zieht. So kann ein Gift angenehm schmecken, eine schädliche Gewohnheit lustbetont sein, trotzdem der Organismus durch beides geschädigt wird; umgekehrt kann ein heilsames Medikament höchst unangenehm schmecken. Die unmittelbare „Wertung" vermittelst des Gefühls ist also nicht duchweg zuverlässig, die ihr zugrundeliegende Anpassung nicht ausreichend; sie muß daher durch Erfahrung und Reflexion berichtigt und vervollkommnet werden. Die Blindheit oder Kurzsichtigkeit des Gefühls nötigt zu einer Kontrolle und Regulierung der Gefühlsimpulse durch die Vernunft, zunächst im Dienste der individuellen Selbsterhaltung, dann aber auch in sozialer und ethischer Beziehung, damit sowohl die Zwecke der Einzelmenschen zu einem einheitlichen Zusammenhange sich verbinden lassen, als auch die Vervollkommung der Menschen in der Richtung des Vollmenschentums möglich wird.

Es gibt neben reiner Lust und Unlust auch „gemischte" Gefühe, diese sind aber nicht simultane Gefühlsverbindungen, sondern es besteht hier eine rasche Folge von Lust und Unlust, ein Oszillieren zwischen beiden Richtungen (z. B. bei dem Affekt der Hoffnung). Es gibt z. B. eine Trauer oder Wehmut, mit der eine gewisse Lust verbunden ist, es gibt auch eine „Wonne des Schmerzes." In solchen Fällen erklärt sich das Vorhandensein der Lust aus einer als angenehm empfundenen Erregung durch den Reiz, in anderen überhaupt aus dem Umstande, daß der unlustvollen Wirkung eines Erlebnisinhalts eine Lust an der Form des Erlebens oder eine durch Vorstellungsassoziation bedingte Lust sich gesellen kann. Je nach dem Vorstellungskomplex, der gerade in den Vordergrund des Bewußtseins tritt, kommt es auch oft zu einer zwiespältigen Gefühlseinstellung gegenüber demselben Objekt, derselben Person; man spricht dann von der „Ambivalenz" des Gefühls (z. B. des Kindes im Verhältnis zum Vater).

Ein Spezialfall der „Relativität" der Bewußtseinsvorgänge ist der Gefühlskontrast. Lust und Unlust heben einander, um so mehr, je stärker sie sind. Das auf ein (intensives) Unlustgefühl unmittelbar folgende Lustgefühl ist besonders intensiv; Unlust, die auf Lust folgt, erscheint größer, als wenn ihr andere unangenehme oder indifferente Erlebnisse vorangehen. Im Vergleiche mit vorangegangenen intensiven Gefühlen erscheinen die folgenden schwächeren der gleichen Richtung noch weniger intensiv. Je mehr Glücksgüter wir schon besitzen, desto weniger Lust bereitet uns der Zuwachs an den gleichen Gütern; die Lust tritt also in einem gewissen Verhältnis zur schon vorhandenen auf

— ein Analogon zur „Unterschiedsempfindung" und zum „Weber'schen Gesetz." Auf die Intensität des Gefühls ist ferner die Gewohnheit von Einfluß. Durch häufige Wiederholung des Genusses oder Leides erfolgt eine Abstumpfung, das Gefühl verliert an Stärke oder Frische. Doch gewinnen geistige Gefühle mit der Zeit an „Tiefe", wenn sie auch an „Lebhaftigkeit" Einbuße erleiden; ihre Einwirkung auf die Psyche ist eine nachhaltige, sie verweben sich dem Ich-Zusammenhange ein, beleben ihn, werden zu einer Gemütsdisposition. Die Fähigkeit, sich leicht gefühlsmäßig erregen zu lassen, oder auch in Gefühlen zu schwelgen („Sentimentalität") eignet vielen Individuen, die dennoch oder oft gerade infolge dieses Naturell wenig Gemütstiefe oder Gemütsinnigkeit bekunden.

Mit dem Vorstellungsleben steht das Gefühl in mannigfachen Wechselbeziehungen. Von unterbewußten Erlebnisinhalten strahlen in das Bewußtsein Gefühle und Stimmungen ein, die nun ihrerseits den weiteren Verlauf des Erlebens beeinflussen. Die Richtung der Reproduktion sowie der Vorstellungsverbindungen wird durch das Gefühl („Interesse") beeinflußt, ebenso die Geschwindigkeit des Vorstellungsablaufs, wie anderseits die Regsamkeit oder Stumpfheit des Geistes das Aufkommen von Gefühlen mit bedingt. Gedächtnis, Phantasie, Denken werden durch Gefühle geleitet, durch gehobene Stimmung gefördert. Das Gefühl ist ein Faktor der Aufmerksamkeit und Apperzeption und eine Begleiterscheinung geistiger Aktivität. Es selbst wird aber durch die Lenkung der Aufmerksamkeit auf seinen Bestand geschwächt oder gehemmt; durch Selbstbeobachtung kann man sich seine Gefühle zuweilen gänzlich hinweg analysieren. Die Reproduktion von Gefühlszuständen ist eine mittel-

bare, sie erfolgt durch Vergegenwärtigung ihrer Vorstellungsgrundlage, an die sich Vorstellungs- oder Phantasiegefühle knüpfen, die gewöhnlich weniger lebhaft als die ursprünglichen Gefühle sind, oft auch einen andern Stimmungscharakter haben. Ob in der Erinnerung das Lustvolle das Uebergewicht über das Unangenehme besitzt („Erinnerungsoptimismus") oder nicht, oder ob es sich umgekehrt verhält, läßt sich schwer entscheiden; in dieser Hinsicht dürfte es wohl verschiedene Typen geben. Sicher ist, daß stark unlustbetonte Erlebnisse, die nicht „erledigt" sind, mit denen man sich nicht abgefunden hat, die Tendenz haben, immer wieder in der Erinnerung aufzutauchen oder das Seelenleben (und dessen physische Aeußerungen) störend zu beeinflussen. Hier kann unter Umständen die „Psychoanalyse" reinigend („kathartisch") einwirken. Durch Herstellung von Gegengefühlen, Ablenkung vermittelst anregender Beschäftigung lassen sich, wo es nicht zu schweren pathologischen Zuständen gekommen ist, Gemütsdepressionen, die auf diese oder auf andere Weise entstanden sind, beheben. Ein gewisser „Erinnerungsoptimismus" besteht insofern zu recht, als durch die „verklärende" Macht der Phantasie dem älteren Menschen Erlebnisse aus seiner Kindheit und Jugend meist lustvoller erscheinen, als sie es oft waren; auch vergißt man im Glück leicht erlittenes Ungemach.

Der Wechsel der „Stimmung", der allgemeinen Gemütslage, ist nicht bloß von den jeweils im Bewußtsein vorhandenen Erlebnissen abhängig, sondern auch von unterbewußten Vorstellungen, Vorstellungsdispositionen, Gemeinempfindungen, körperlichen Zuständen, die anderseits selbst, wie das ganze leibliche Befinden, durch die jeweilige oder relativ dauernde Ge-

mütsstimmung beeinflußt werden. Im Zustande gehobener, freudiger Stimmung ist der Mensch frischer, energischer, beweglicher, die Arbeit geht leichter von statten, die Vitalität, die Tat- und Schaffenskraft, die geistige Empfänglichkeit und Regsamkeit erreicht ein Maximum. Die teleologische Bedeutung des Gefühlslebens überhaupt ist groß, in biologischer, psychologischer, sozialer, ethischer, kultureller Beziehung. Das Unlustgefühl dient zur Vermeidung schädlicher Einflüsse und treibt zur Beseitigung physischer und seelischer Mängel und Störungen, es dient der organischen „Selbstregulation". Die Aussicht auf lustvolle Zustände wird zur Triebfeder des Handelns, löst das Wollen aus, stellt ihm Ziele, setzt die in uns schlummernden Energien in Taten um. Daher der individual- und sozialpädagogische, ethische und kulturelle Wert von Freude und Leid, vorausgesetzt, daß die Vernunft regulierend eingreift und daß der Mensch sich nicht dauernd in Gefühlsextremen bewegt oder sich passivem Genuß oder Trauern hingibt. Das Gefühl ist einerseits ein Kulturfaktor, anderseits bedarf es selbst der Kultivierung, der Verarbeitung im Sinne des Willens zur Höherentwicklung.

Es gibt wohl Gefühle, die verhältnismäßig willensfrei sind, bei denen ein Streben kaum bemerkbar ist oder nur als Tendenz zur Festhaltung des Lustvollen und zur Beseitigung der Unlust. In der Regel treten die emotionalen Zustände als Triebfedern von (inneren oder äußeren) Handlungen, also als Momente von Willensvorgängen auf. Wenn man (mit Wundt) „Erregung" und „Beruhigung" sowie Spannung" und „Lösung" als Grundrichtungen des Gefühls neben den reinen Lust- und Unlustgefühlen unterscheidet, so kann dies nur mit der

Einschränkung geschehen, daß diese Gefühlsrichtungen nicht etwas Elementares sind, sondern durch Empfindungs- und Strebungskomponenten ihren Charakter erhalten. Der Unterschied zwischen der „Lust an etwas" und der „Lust zu etwas" wiederum besteht darin, daß in dem ersteren Fall ein gegenwärtiger, aktueller Inhalt lustbetont ist, in dem zweiten aber die Vorstellung eines möglichen „Gutes" (Lusterregenden) das Streben nach dessen Erreichung auslöst. Alle Gefühle als solche gehören zum „Zustandsbewußtsein". Von einem „Gefühlsgegenstand" kann nur insoweit die Rede sein, daß etwas als Auslöser eines Gefühls betrachtet wird oder der Gefühlszustand sich mit einem Vorstellungsinhalt verbindet oder das mit dem Gefühl verknüpfte Streben sich auf das Vorstellungsobjekt richtet. Versteht man unter „Wertung" das Bewußtsein von der Bedeutung, die etwas in Bezug auf die mögliche Befriedigung eines Bedürfnisses hat, so ist von der unmittelbaren Wertung durch die gefühlsmäßige Reaktion des Subjekts das „Werturteil" zu unterscheiden, in welchem die Eigenschaft eines Etwas, Wertgefühle (individuell oder allgemein, vorübergehend oder konstant) zu erzeugen, auf Grund emotionaler Einstellung ausgesagt wird. Dieses Werturteil bezieht sich direkt auf einen Gegenstand in dessen Verhältnis zu einer Werterlebnis-Möglichkeit; letztere ist „objektiv fundiert", die Wertung selbst beruht auf der „Wertgrundlage." Ist eine solche nicht, sondern nur vermeintlich vorhanden, so erweist sich die Wertung als „falsch", irrig, d. h. die erwartete Möglichkeit einer Bedürfnisbefriedigung durch einen bestimmten Gegenstand besteht überhaupt nicht oder nicht in dem vorausgesetzten Ausmaße. „Subjektiv" ist alles Werten als solches; doch gibt es außer den individuellen auch

kollektive (soziale) Wertungen, ferner objektive („absolute") Werte in dem Sinne, daß gewisse Güter (z. B. Wahrheit, Sittlichkeit) für jedes „wertende Bewußtsein überhaupt" oder für ein „Idealbewußtsein" als gültig (notwendig zu bewertend) gedacht werden. Die „Subjektivität" der Wertung schließt die objektive Bedingtheit von Werten nicht aus, ebensowenig die Allgemeingültigkeit und Gegenständlichkeit der zwischen Werten bestehenden Relationen. Es gibt eine „Logik der Werte" (auf Grundlage der „Logik des Gefühls" und der „Logik des Wollens"), vermöge welcher bestimmte Wertungen bestimmte andere zur Folge haben und aus bestimmten „Oberwerten" (Grundwerten) sich bestimmte „Unterwerte" mit innerer Notwendigkeit ergeben. Im sog. „emotionalen Denken" (H. Maier) kommt die Logik des Gefühls zur Geltung.

Mit den Gefühlszuständen sind mannigfache physiologische Begleiterscheinungen verbunden. Was dem Gefühl innerhalb des Zentralnervensystems entspricht, steht noch nicht fest. Jedenfalls handelt es sich hier nicht um einen neben dem physiologischen Vorstellungskorrelat gesondert einhergehenden Vorgang, sondern um eine bestimmte Art und Stärke der Ausbreitung der Erregung im Gehirn; günstiges oder ungünstiges Verhältnis des chemischen Aufbaues (der Assimilation) zum Abbau (zur Dissimilation), des Maßes der Reizung zum vorhandenen Energievorrat u. dergl. kommt hier in Frage. Indem die dem Gefühl entsprechende Modifikation der Hirnprozesse den übrigen Teil des leiblichen Organismus beeinflußt, treten an diesem physische Symptome des Gefühls auf, denen wiederum bestimmte Gemein- und Sinnesempfindungen entsprechen, durch deren eigenen Ge-

fühlston eine Rückwirkung auf das primäre Gefühl erfolgt (besonders beim „Affekt"). Das Herz ist nicht, wie oft geglaubt wurde, der Sitz des Gefühls; wohl aber wird es infolge seiner Verbindung mit dem Gehirn durch den „nervus vagus" beeinflußt, und auch das „sympathische" Nervengewebe zeigt sich in Gefühlszuständen erregt. Zu den physiologischen Gefühlssymptomen gehören Veränderungen im Blutdruck, in der Blutfülle, in der Geschwindigkeit der Blutzirkulation in der Intensität und Geschwindigkeit des Pulses, des Herzschlages, der Atembewegungen, in Drüsenabsonderungen, Muskelempfindungen. Durch sinnreich konstruierte Apparate (Sphygmograph oder Pulsometer, Plethysmograph, Pneumatograph, Dynamometer u. a.) lassen sich diese Symptome experimentell feststellen und teilweise auch quantitativ bestimmen (Psychologische „Ausdrucksmethode"). So z. B. hat es sich gezeigt, daß mit dem Zustande der Lust eine Verstärkung des Pulses und ein tieferes Atemholen verbunden ist. Von dem Ausdruck der Gemütsbewegungen wird weiter unten die Rede sein.

23. Grundformen der Gefühle.

Die reiche Mannigfaltigkeit der Arten und Nuancen des Gefühls Revue passieren zu lassen, würde uns zu weit führen. Im folgenden wollen wir nur die Hauptformen, in denen das Gefühl auftritt, in einer gewissen Ordnung kurz charakterisieren.

Zunächst ergeben sich zwei Hauptklassen von Gefühlen durch die Unterscheidung der sinnlichen (körperlichen) von den geistigen (seelischen) Gefühlen, je nachdem das Gefühl sich an Empfindungen (als deren „Gefühlston") knüpft oder aber durch Vorstellungsinhalte,

Vorstellungsverbindungen, geistige Funktionen ausgelöst wird. Eine weitere Einteilung ist die Gliederung in „allgemeine" und Sonder-Gefühle, in Inhalt-, Form-, Funktionsgefühle. Die geistigen Gefühle zerfallen in logische („intellektuelle") im engeren Sinne), aesthetische, soziale, ethische, religiöse Gefühle.

Zu den allgemeinen Gefühlen gehört zunächst das „Lebensgefühl", von dem bereits bei Besprechung der Gemeinempfindungen die Rede war. Zur Grundlage hat es das meist nur als verworrener Gesamteindruck zum Bewußtsein kommende Zusammenwirken der Leibesempfindungen. Auch betreffs des Gefühlstons der Gemein- und Sinnesempfindungen wurde bereits das Nötigste gesagt. Von den allgemeinen Gefühlen bezieht sich ein Teil auf die Art und Weise, wie der Ablauf der Vorstellungen und die Betätigung von psychophysischen Funktionen vor sich geht. Hierher gehören das Gefühl geistiger „Frische" im Gegensatz zu dem seelischer Anstrengung, das Gefühl der Langweile, der Ungeduld, der Erwartung, das Tätigkeitsgefühl, das Gefühl der Passivität, des Leidens, des seelischen Schmerzes, der Aufgeregtheit, Niedergeschlagenheit, Befriedigung, Enttäuschung, des Gelingens und Mißlingens u. a.

Intellektuelle Gefühle treten in zweierlei Form auf. Erstens als Funktionsgefühl. So ist der Vorgang des Sich-Besinnens mit Unlust verbunden, wenn er auf Hindernisse stößt, ebenso das Denken und Forschen, wenn es zu großen Schwierigkeiten begegnet; lustvoll ist der Denkprozeß hingegen, wenn die geistige Arbeit einen guten Fortgang nimmt, Hindernisse leicht überwunden werden. Der Zweifel, das unsichere Schwanken zwischen Urteilsmöglichkeiten ist unangenehm, die theoretische Gewißheit als solche

immer angenehm, ebenso die Lösung von Problemen, die Entdeckung einer Wahrheit, die Gewinnung einer Erkenntnis, die Bereicherung des eigenen Willens, wodurch die geistige Macht und damit auch das Selbstgefühl erhöht wird. Zweitens als logische Gefühle im engeren Sinne. Zu diesen gehören das Gefühl der Wahrheit oder das Evidenzgefühl, das aus der Einsicht in die notwendige Geltung eines Vorstellungszusammenhanges oder einer Relation zwischen Erkenntnisobjekten resultiert; dazu kommt noch das Wirklichkeitsgefühl, das uns gegenüber objektiven Wahrnehmungsinhalten anders Stellung nehmen läßt als gegenüber Erinnerungs- und Phantasievorstellungen. Auch das Gefühl des „Glaubens" ist hier anzuführen, das mehr oder weniger tiefe Ueberzeugtsein von einer Wahrheit oder Wirklichkeit, auch wenn durch objektive Gründe die Berechtigung der Annahme nicht zu erweisen ist. Wir glauben, was unserer Persönlichkeit gemäß ist, Bedürfnissen derselben entspricht, dem Zusammenhange unserer Erlebnisse sich gut einfügt.

Die aesthetischen Gefühle setzen sich aus Form-, Inhalts- und Funktionsgefühlen zusammen. Eine Vorstufe des aesthetischen Genusses bilden die an bestimmte Ton- und Farbenempfindungen geknüpften Lustbetonungen, die auch denjenigen Gemein- und Bewegungsempfindungen anhaften, welche mit den eigentlichen aesthetischen Eindrücken sich verbinden. Letztere selbst werden ausgelöst teils durch gewisse, als „schön" oder überhaupt als aesthetisch werthaft beurteilte anschaulich gegebene Verhältnisse und Verbindungen von Vorstellungsinhalten, teils durch damit assoziierte Ideen und Gefühlsstimmungen, teils durch die Befriedigung von Funktionsbedürfnissen sinnlicher, intellektueller,

emotionaler, volitioneller Art. „Form" und „Gehalt" bilden ein Ganzes; die aesthetische „Gestalt" ist geformte Idee oder idee-erfüllte Form, der „unmittelbare" und der „assoziative" Faktor (Fechner) wirken zusammen bei der Erzeugung des aesthetischen Eindrucks. Dieser ist in der Regel ein Totalgefühl, das als solches gegenüber seinen Komponenten etwas Neues, Eigenartiges darstellt. Zu den Komponenten gehören zunächst „aesthetische Elementargefühle". Solche knüpfen sich teils an die Wahrnehmung bestimmter Ton- und Farbenverhältnisse, welche um so besser gefallen, je harmonischer sie sind, teils an bestimmte räumliche oder zeitliche Ordnung anschaulicher Elemente, an die Wahrnehmung von Gestalten und räumlichen Proportionen (Symmetrie) sowie von Rythmen und Bewegungen. Bekannt ist es, daß gewisse Farbenzusammenstellungen besser gefallen als andere, manche in der Regel überhaupt mißfallen. Ein aesthetisches Elementargefühl ist das der Harmonie konsonierender Töne, der Melodie aufeinanderfolgender Töne; Harmonie und Melodie im Vereine mit verschmelzenden oder assoziierten oft ganz unbestimmten, unterbewußten Vorstellungen ergeben ein aesthetisches Gesamtgefühl bzw. eine Reihe solcher. Was die Künstlerseele bei der Produktion erfüllte, worauf sie phantasiemäßig eingestellt war, das kommt in dem Kunstwerk zum „Ausdruck" und läßt uns, wenn dieser „gelungen" ist, vermittelst der aesthetischen Elementargefühle die künstlerische „Idee" erfassen, indem es uns in eine der des Künstlers analoge Stimmung versetzt.

Das aesthetische Gefühl ist wie jedes Gefühl etwas „Subjektives." Aber es ist objektiv fundiert, und so ist das sich auf dasselbe stützende aesthetische Urteil einer gewissen Gemein-

gültigkeit fähig, wenigstens innerhalb einer und derselben Kulturgemeinschaft und unter Voraussetzung eines empfindlichen und gebildeten „Geschmacks." Wenn es auch nicht die Aufgabe der Aesthetik sein kann, dem Künstler einzelne Vorschriften zu machen, so braucht sie sich doch nicht auf Analyse und Erklärung der aesthetischen Phaenomene zu beschränken, sondern sie übt auch eine wertkritische und normative Funktion aus. Diese stützt sich auf dem Umstand, daß gewisse Bedingungen erfüllt werden müssen, wenn das Bewußtsein auf Reize mit einem aesthetischen Wohlgefallen antworten soll. Die aesthetische Reaktion ist nicht grundlos, nicht willkürlich, sondern gesetzlicher Art; es gibt, bei aller Variabilität und Relativität der Wertung im Einzelnen, eine Gesetzlichkeit des aesthetischen Bewußtseins, wie es eine solche des logischen und ethischen Bewußtseins gibt. Es gibt ein aesthetisches „Bewußtsein überhaupt" oder Idealbewußtsein, auf das sich die aesthetische Normierung letzten Endes bezieht. Die aesthetische Gesetzlichkeit wurzelt in einer geistigen Zweckhaftigkeit („aesthetische Teleologie"). Es ist richtig: das aesthetische Genießen beruht nicht auf der Erkenntnis einer Zweckmäßigkeit, sondern ist ein gefühlsmäßiges System einer solchen. Und es handelt sich hier nicht um einen äußeren oder einen praktischen Zweck, an dem das Subjekt interessiert wäre. Das aesthetische Wohlgefallen ist „uninteressiert", das hier in Frage kommende Interesse ist rein kontemplativer (beschaulicher) Art, ein Begehren nach praktischem Genuß des Objekts ist nicht vorhanden oder unwesentlich, wenn nicht störend. Die aesthetische Lust ist insofern begierdelose, „reine" Lust, eine Lust am Anschauungsinhalt und Anschauen als solchen. Die Zweckmäßigkeit, die

dem Wohlgefallen zugrunde liegt, besteht darin, daß infolge der rechten Anordnung einer Anschauungsmannigfaltigkeit der Wille zum einheitlichen Zusammenhange einer solchen befriedigt wird. Die äußere Harmonie des „Schönen" ist das Korrelat zur inneren Harmonie seelischer Funktionen, des Zusammenstimmens dieser zu einer Einheit des Schauens und Fühlens, zu einer „Einheit in der Mannigfaltigkeit." Nennen wir das einheitliche Zusammenschauen die „aesthetische Apperzeption", so können wir sagen: aesthetisch wohlgefällig oder schön ist, was durch seine Beschaffenheit geeignet ist, die aesthetische Apperzeption in möglichst vollkommener Weise in Tätigkeit zu setzen. Die „Einfühlung", das Hineinverlegen unserer Gefühle und Tendenzen in äußere Gegenstände, wodurch diese uns als quasi-beseelt oder als Träger gewisser Stimmungen erscheinen, ist wohl einer der aesthetischen Faktoren, macht aber nicht das Wesen des Aesthetischen aus. Das gleiche gilt von der „bewußten Selbsttäuschung" (K. Lange), das Pendeln zwischen Illusions- und Wirklichkeitsbewußtsein.

Soweit Funktionslust am aesthetischen Gefühl beteiligt ist, beruht sie nicht auf bloßer Befriedigung von Funktionsbedürfnissen (der Sinne, der Phantasie u. s. w.), sondern auf einer bestimmten, ansprechenden Weise des Funktionierens. Die Auffassung des Mannigfaltigen darf nicht zu anstrengend, die Mannigfaltigkeit der Eindrücke nicht verwirrend, die Erregung aber auch nicht zu gering sein. Infolge ihres günstigen Verhältnisses für die Auffassung und das Zusammenschauen gefallen z. B. Bogenlinien in der Regel besser als winklig gekrümmte, wobei gewisse Kurven wiederum anderen vorgezogen werden. Vielfach ist das Verhältnis des „goldenen

Schnittes" (Gliederung in der Weise, daß der kleinere Teil einer eingeteilten Fläche sich zum größeren so verhält, wie dieser zur ganzen) besonders wohlgefallen.

Gemischte Gefühle sind das Gefühl des „Erhabenen", d. h. desjenigen, das uns durch seine (extensive oder intensive) Größe zunächst „drückt", dann aber auch „erhebt", indem es unsere Geisteskraft mächtig anspannt, unsere Seele erweitert; das Gefühl des „Tragischen", in welchem sich die Trauer an dem Untergang eines gegen das Geschick Kämpfenden mit der Lust an der Größe menschlicher Persönlichkeit vermischt; das Gefühl des „Komischen", des Widerspruches zwischen dem, was etwas zu sein beansprucht, und seiner zutage tretenden Nichtigkeit oder Schwäche.

Die Kunst hat manches mit dem Spiel gemeinsam. Dieses ist eine Tätigkeit, die um ihrer selbst willen (ohne praktische Zwecke) ausgeübt wird und unmittelbar gefällt. Die Lust am Spiele ist teils eine solche an der durch funktionelle Bedürfnisse bedingten Kraftäußerung, teils ist an ihr der Wechsel von Spannung und Lösung beteiligt. Biologisch und kulturell zweckmäßig ist das Spiel als Vorübung und Einübung, als Ausbildung von Anlagen, die für das Leben wichtig sind (K. Groos). Bei manchen Spielen zeigt sich eine Lust an der „Nachahmung". Diese selbst besteht in der (oft triebhaften) Kopierung wahrgenommener Verhaltungsweisen, die auf den Nachahmenden einen Eindruck machen und ihn anreizen, sich in gleicher Weise zu betätigen. Die Nachahmung ist auch ein bedeutsamer Faktor des Gesellschaftslebens, der Erziehung und Kultur.

Die sozialen Gefühle beziehen sich auf

das Zusammenleben und Zusammenwirken der Menschen (bezw. auch vieler Tiere), das Verhältnis derselben zu einander. Sie sind teils sozialisierende, die Individuen zur gesellschaftlichen Verbindung antreibende, teils soziale Gefühle im engeren Sinne, die bereits unter dem Einflusse des sozialen Lebens entstehen und ausgebildet werden. Die primären sozialen Gefühle wurzeln in der sozialen Natur des Menschen, der auf das Gesellschaftsleben angelegt ist, da er nur in diesem den Daseinskampf führen und sich zur Persönlichkeit und zum Vollmenschen entwickeln kann. Durch die Gewohnheit des Zusammenlebens entstehen sekundäre Gefühle, welche die Individuen, zunächst wenigstens in kleinen Gruppen, aneinander binden. Zu dem Bedürfnis nach gegenseitiger Hilfe kommen der Geselligkeitstrieb, die Lust an dem Verkehr mit seinesgleichen, das Solidaritätsgefühl, das Gefühl der „Sympathie" (Vorliebe) für bestimmte Individuen, das oft auf unterbewußten Eindrücken beruht und dann (wie die „Antipathie") grundlos erscheint. Zu den sozialen Gefühlen gehören ferner das Ehrgefühl, Machtgefühl, Schamgefühl, das Gefühl der Pietät, der Achtung, das Rechtsgefühl, das Familien- und Nationalgefühl u. a. In verschiedenen Abarten tritt im Gesellschaftsleben das Gefühl der Liebe (und des Hasses) auf: als Geschlechtsliebe, Nächstenliebe, allgemeine Menschenliebe u. s. w., denen allen die Eigenliebe gegenübersteht (die aber nicht zur Selbstsucht entarten muß). Charakteristisch für die Liebe ist die Lust an der und zu der Vereinigung mit anderen, durch die das eigene Ich eine Ergänzung, Erweiterung und Bereicherung erfährt; damit verbindet sich meist das Streben, das Geliebte zu fördern, wodurch die Liebe zu einer wichtigen Triebfeder des

Handelns wird. Ist die Liebe eine vereinigende, so ist der Haß eine trennende, das Feindselige, Widerwärtige, abstoßende Seelenfunktion. Es gibt auch eine Mischung von Liebe und Haß, eine „Ambivalenz" des Fühlens gegenüber derselben Person, bezw. gegenüber verschiedenen Seiten ihres Charakters. Das „Erotische" im weiteren und spezielleren Sinne spielt eine große Rolle im Seelen- und Geistesleben, und wenn auch die „Psychoanalyse" oft zu weit geht, so weist sie doch mit Recht auf die Bedeutung erotischer Faktoren für das individuelle, soziale, kulturelle Verhalten und Produzieren und für die Entwicklung des Charakters hin. Wichtig ist die „Sublimierung" sexuell-erotischer Triebe, die Vergeistigung derselben im Sinne der Ableitung erotischer Spannkräfte und Umsetzung derselben in schöpferische Energien.

Von den genannten sozialen Gefühlen kann ein Teil auch zu den ethischen Gefühlen gerechnet werden. Zu den letzteren gehören sowohl diejenigen emotionalen Zustände, die als Triebfedern sittlicher Willenshandlungen in Betracht kommen, als auch die ethischen Wertgefühle, d. h. jene, welche durch das fremde und eigene Handeln und Verhalten auf moralischem Gebiete ausgelöst werden. In die ethische Sphäre fällt etwas, sofern es sittlichen Normen entspricht oder nicht entspricht. Das „sittlich Gute" ist das unbedingt Seinsollende, das durch die „praktische Vernunft" Geforderte, das dem sittlichen Grundwillen Gemäße. Dieser Wille zielt auf einheitlichen Zusammenhang der Willensziele innerhalb des Einzelnen sowie jener der Individuen untereinander ab. Der ethische Imperativ fordert kategorisch die Gesetzlichkeit des Wollens, die mögliche Einordnung eines Verhaltens in einen systematischen Zusammenhang

und, als Folgerung, der wollenden Wesen in ein „Reich der Zwecke", als deren Mitglieder jede (auch die eigene) Persönlichkeit zu behandeln ist. Daraus ergeben sich die ethischen Unternormen, die sittlichen Gebote, daraus ergibt sich ferner das Gefühl der „Würde" der sittlichen Persönlichkeit, die einen Eigenwert besitzt, nie als bloßes Mittel, sondern stets auch als Selbstzweck zu achten und zu betrachten ist. Gut ist daher, was die Persönlichkeit (die „Menschheit" oder „Menschlichkeit") in jedem zu fördern geeignet ist, alles Handeln im Sinne der Menschheitsidee, der Erhaltung und Höherentwicklung des rein Menschlichen (der „Humanität" und deren kulturelle Auswirkungen). Und da die Humanität nur in der Gesellschaft sich entfalten kann, so ist vor allem die Betätigung im Sinne des Willens der Gemeinschaft, aus dem alle sozialen Tugenden entspringen, sittlich wertvoll und gefordert, als Mittel zur Realisierung des idealen „Reichs der Zwecke". Mögen im Laufe der menschlichen Entwicklung die einzelnen sittlichen Wertungen und Normen sich ändern, die Grundrichtung der ethischen Bewertung, die auf den inneren Sinn des Verhaltens, nicht auf das Aeußere des Handelns oder dessen jeweiligen Erfolg geht, bleibt „a priori" gültig, weil sie das Konstituierende der Sittlichkeit, das diese Begründende zum Ausdruck bringt.

In der Gesellschaft haben die Menschen ihre sittlichen Anlagen entfaltet. Die sozial ausgebildeten sittlichen Wertungen und Normen bilden einen Bestandteil des „objektiven Geistes" und beeinflussen als solche, durch das soziale Milieu, den Einzelnen. Indem dieser sich nun oft differenzierter und fortgeschrittener erweist als das Duchschnittsempfinden der Zeit, kommt es in ihm nicht selten zu einem Kon-

flikt zwischen der herrschenden Moral und den in seinem eigenen Gewissen sich bekundenden Forderungen einer höheren, d. h. entwickelteren Gesellschaftsordnung und Kultur. Daher ist zwar das „Gewissen" eine gefühlsmäßige Reaktion, vermöge deren wir unser eigenes Verhalten billigen oder mißbilligen, gut oder schlecht finden, aber es ist weder unfehlbar, noch immer im Einklang mit historisch gewordenen und durch bestimmte (soziale und ökonomische) Verhältnisse bedingten Wertungen und Normen. Das gleiche gilt vom „Pflichtgefühl"; auch das Bewußtsein dessen, was wir zu tun oder zu unterlassen haben, wird zuweilen unsicher, besonders wenn es zu einer „Kollision" von Pflichten kommt. Eine „Evidenz" der sittlichen Billigung und Mißbilligung besteht nur in beschränktem Maße, nämlich für alles, was unserem sittlichen Grundwillen und einem Komplex allgemeingültiger, stets und überall sich findender Beurteilungen gemäß ist oder widerspricht. Außerdem gibt es eine natürliche Rangordnung von Werten, vermöge deren der (entwickelte) Mensch mit unmittelbarer Bestimmtheit ein Gut dem andern vorzieht, es höher bewertet. Ebenso werden gewisse Verhältnisse wollender Individuen zu einander (oder gewisse Willensverhältnisse) unmittelbar gebilligt oder mißbilligt, teils infolge der Gesetzmäßigkeit des wertenden Bewußtseins überhaupt, teils aber in Folge der durch Geschichte, Tradition, Erziehung erworbenen Einstellungen, deren Bedingtheit uns nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Es ist zu beachten, daß so, wie der Fortschritt der Erkenntnis und Wissenschaft ein Prozeß der Verarbeitung von Erlebnisdaten durch die aprioriſch-gesetzliche Funktion des theoretischen Bewußtseins ist, die Entwicklung der

sittlichen Normen, Wertungen, Begriffe und Gefühle auf einer fortschreitenden Formung „praktischer" Daten durch den ethischen Vernunftwillen, das „Apriori" aller Sittlichkeit, beruht.

Was die Stellung des Einzelnen zu den Mitmenschen betrifft, so sind von den „idiopathischen" die „sympathischen" Gefühle zu unterscheiden. Zu den ersteren gehört vor allem das Selbstgefühl, von dem schon weiter oben die Rede war, ferner die Eigen- oder Selbstliebe. Daß jede Lust Ich-bezogen ist, die Befriedigung eines Bedürfnisses des Ich bedeutet, macht noch nicht eine lustvolle Handlung zu einer „egoistischen". Es kommt darauf an, woran wir Lust empfinden; die Freude an der Förderung eines Mitmenschen ist nicht egoistischer Natur, sondern ein Zeichen von „Altruismus", und dies in um so höherem Maße, als wir bereit sind, rein um der Förderung anderer willen, ohne selbstsüchtige Nebenabsichten, Opfer zu bringen, Unlust auf uns zu nehmen. Das reinste sympathische Gefühl ist das der allgemeinen Menschenliebe. Ein spezifisch sympathisches Gefühl ist das „Mitgefühl." Es beruht auf der Fähigkeit, sich in die Lage eines anderen einfühlend hinein zu versetzen, an seinen Leiden oder Freuden teilzunehmen, durch die Wahrnehmung dieser (bezw. der Symptome derselben) in analoge Gefühlsstimmung zu geraten. Eine gewisse Gleichartigkeit der Organisation ist Voraussetzung für die Möglichkeit eines Mitgefühls, auch ein Verständnis für die Situation desjenigen, an dessen Ergehen man Anteil nimmt. Mitfreude ist jedenfalls seltener als Mitleid. Letzteres ist oft ein Mischgefühl aus Unlust, welches das fremde Leiden erregt, und Lust an der eigenen günstigeren Lage. So gibt es Uebergänge von der Mitfreu-

de bis zu dem der Schadenfreude, der Mißgunst und des Neides. Je nach der „Weichheit" oder „Härte" des Gemütes ist die Fähigkeit zum Mitleid mehr oder weniger ausgeprägt; bei manchen „gefühlsrohen" Individuen fehlt sie ganz. Schädlich kann unter Umständen das schwächlich-passive Mitleid sein; das tatkräftige Mitleid aber, das durch die Vernunft reguliert wird, ist ein wertvoller sittlicher Faktor.

Als Arten des Gefühls sind auch zu erwähnen das „Naturgefühl", das die Menschen erst seit der Zeit empfunden haben, als die Umwelt (z. B. Gebirge) für sie ihren Schrecken verlor und sie aus der bloß praktischen Beziehung zu ihr heraustraten, ferner die „kosmischen" Gefühle der Bewunderung gegenüber der Unermeßlichkeit und Erhabenheit des Universums und seiner Ordnung. Dies leitet über zu den religiösen Gefühlen der ehrfürchtigen und liebevollen Hingebung an das Göttliche, wie immer man sich dieses vorstellen oder denken mag. Ein Teil der religiösen Gefühle, wie sie mit den positiven Religionen verbunden sind (Pietät, Demut, Liebe, Dankbarkeit u. a.), ist eine Uebertragung sittlicher Gefühle auf das Verhältnis des Menschen zu dem von ihm verehrten Gotte. Spezifisch religiös ist das Gefühl der Abhängigkeit des Menschen, der endlichen Wesen überhaupt vom Allbefassenden, Unendlichen, Ewigen, Absoluten, „in dem wir leben, weben und sind", in dem wir uns geborgen, zeitlos gegründet und insofern „unsterblich", an dessen ewigem Leben teilhabend wir uns fühlen. Dieses echt „metaphysische" Gefühl knüpft sich in den positiven Religionen an verschiedene, mit der Zeit sich wandelnde vorstellungs- und phantasiemäßige Symbole.

24. Affekt und Leidenschaft. Temperament.

Eine scharfe Abgrenzung zwischen den Gefühlen und den Affekten besteht nicht, jedenfalls gehen intensive Gefühle leicht in Affekte über. Unter einem Affekt (einer „Gemütsbewegung") versteht man — sofern man nicht jeden Gefühlszustand als „affektiv" bezeichnet — einen Gefühlsverlauf besonderer Art. Er setzt mit einem mehr oder weniger intensiven Anfangsgefühl ein, das sich an eine (von außen oder assoziativ erregte) Vorstellung knüpft; auf diesen Zustand folgt eine Reihe von (teilweise unterbewußten) Vorstellungen, die in der Richtung der ersteren liegen und deren Gefühlstöne sich an das Anfangsgefühl anschließen und dieses meist verstärken; der ganze Verlauf schließt mit einem Endgefühl ab, mit dem der Affekt abklingt (Wundt). Aber damit ist die Charakteristik des Affekts noch nicht erschöpft. Jeder Affekt (bezw. sein ihm entsprechender Gehirnprozeß) hat bestimmte physiologische Wirkungen, er beeinflußt den Blutkreislauf, das Herz, die Atmung, gewisse Drüsen und Muskeln. Den Veränderungen in diesen organischen Funktionen entsprechen auf der psychischen Seite bestimmte Gemein- und Sinnesempfindungen. Indem nun diese Empfindungen samt den ihnen anhaftenden elementaren Gefühlen auf die den Affekt einleitende Initialerregung zurückwirken und mit den sämtlichen Momenten des Vorstellungs- und Gefühlsverlaufs verschmelzen, sind sie einerseits durch den Affekt bedingt, während sie ihn zugleich selbst mitbedingen, so daß er ohne sie gar nicht sein eigentümliches Gepräge hätte. Das ist der haltbare Kern in der (James-Lange'schen) Theorie, nach welcher die „Ausdrucksbewegungen" nicht die Wirkung, sondern die Ursache des

Affekts sein sollen, so daß wir z. B. nicht weinen würden, weil wir traurig sind, sondern traurig wären, weil wir weinen.

Es gibt exzitierende („sthenische"), deprimierende („asthenische") und gemischte Affekte. Bei den exzitierenden (erregenden) Affekten zeigt sich eine Beschleunigung des Vorstellungsverlaufs, eine rasche Folge intensiver Gefühle, eine Beschleunigung des Blutkreislaufes und des Atmungsprozesses, eine Spannung von Muskeln, eine starke Tendenz zu Bewegungen. Die deprimierenden Affekte sind mit einer Verlangsamung oder Hemmung des Vorstellungsablaufs, des Blutkreislaufes und des Atmens, einer Entspannung von Muskeln, mit Bewegungshemmungen und vermehrten Drüsenabsonderungen verknüpft. Bei den gemischten Affekten folgt auf den Erregungs- ein Depressionszustand oder umgekehrt. Einige Beispiele: Der Zorn läßt uns stark erröten, rascher atmen, die Fäuste ballen, die Augen rollen; die Wut läßt die Zähne fletschen, wilde Schreie ausstoßen, die Arme zum Schlage erheben, sie erzeugt einen keuchenden Atem; in der Freude ist unser Antlitz gerötet, unser Vorstellen lebhaft und rege, unsere Beweglichkeit erhöht, unser Rede- und Mitteilungsbedürfnis erhöht; Furcht, Angst, Schrecken lassen uns erbleichen, der Atem stockt, die Muskeln erschlaffen, der Vorstellungsablauf wird gehemmt oder verwirrt, die Bewegungen hören auf oder erfolgen ungeordnet, die Schweißdrüsensekretion ist gesteigert, u. s. w.; der Aerger erregt die Galle; Trauer, Kummer, Betrübnis, Gram und dergl. wirken hemmend, verzögernd, erschlaffend in seelischer und leiblicher Hinsicht; bei der Hoffnung wechseln Erregung und Depression mit einander ab. Als Reaktion auf einen exzitierenden Affekt folgt ihm gewöhnlich — oft nach einer Wie-

derholung des Gefühlsausbruches — ein Zustand der Abspannung, Erschlaffung, während zuweilen deprimierende Affekte das Bedürfnis nach Erregung nach sich ziehen. Fragen wir nach dem Gemeinsamen verwandter Affekte, das zu einer Gruppierung derselben führen kann, so zeigt es sich, daß hier zwei Klassen sich aufstellen lassen. Zur ersteren gehören alle Gemütsbewegungen, die von der Vorstellung eines gegenwärtigen zukünftigen, in Aussicht gestellten Gutes oder aber von der Vorstellung eines uns freundlichen Faktors ausgehen; zu der andern jene, die durch die Vorstellung eines gegenwärtigen oder zukünftigen Uebels oder aber eines uns feindlichen Faktors eingeleitet werden (vgl. darüber die „Psychologie" von W. Jerusalem). Unsere ganze psychophysische Einstellung entspricht diesen Umständen und beruht zum Teil auf Ueberbleibseln ehemaliger, von Ahnen der jetzigen Menschheit ausgeführter Reaktionen gegenüber nützlichen und schädlichen (gefährlichen) Wesen. Auf diese Reaktionen (die bei Tieren und Naturvölkern besonders zutage treten) weisen gewisse Annäherungs- und Entfernungstendenzen, die sich mit Affekten verbinden, noch jetzt hin. Ein Teil der „Ausdrucksbewegungen" ist als Rudiment ehemaliger Willenshandlungen triebhafter Art zu betrachten, die mit der Zeit verkürzt, automatisiert, ja reflexmäßig geworden sind. Sie haben einen Teil ihrer einstigen Bedeutung verloren, ohne aber ihre Zweckmäßigkeit völlig eingebüßt zu haben. So wird durch gewisse Bewegungen und Funktionsbeeinflussungen eine Entladung der mit dem Affekt verbundenen übermäßigen Spannkräfte, eine Ableitung der Erregung nach außen oder eine Verteilung derselben innerhalb des Organismus erzielt. Daher das Befreiende, Beruhigende der Ausdrucksbewegun-

gen (z. B. des Weinens, Lachens, der Geberden) und das Peinigende, Schädliche, das oft mit der zu gewaltsamen Unterdrückung dieser, das „Austoben" des Affekts abschließenden, Bewegungen verbunden ist. Wie denn überhaupt Affekte, die weder „abreagiert" noch durch gefühlsbetonte Vorstellungen zum Schweigen gebracht werden, oft vom Unterbewußtsein aus das seelische und leibliche Leben störend beeinflussen, Neurosen verursachen oder zu allerhand symbolischen, als Ersatz für die affektive Reaktion dienenden Verhaltungsweisen Anlaß geben. In welchem Maße der Affekt durch die Ausdrucksbewegungen mitbedingt ist, erhellt auch aus der Tatsache, daß die Nachahmung oder willkürliche Herstellung der mit einer bestimmten Gemütsbewegung verbundenen „Mimik" (z. B. des Stirnrunzelns, des Blicks, der Mundstellung) und „Pantomimik" (der Körperhaltung, der Armbewegungen) diesen Affekt selbst, wenn auch abgeschwächt, auslöst, was besonders für die Schauspielkunst bedeutsam ist. Die Ausdrucksbewegungen sind uns Zeichen für das Vorhandensein bestimmter Gefühle und Affekte. Die häufige Wiederholung gewisser Affekte hinterläßt oft ihre Spuren in den Gesichtszügen und beeinflußt dadurch die „Physiognomie" der Menschen.

Ausdrucksbewegungen liegen auch der Sprache zugrunde. Diese ist zunächst (bei Tieren und den Urmenschen wie bei dem Neugeborenen) bloßer Ausdruck bestimmter Gefühle, Bedürfnisse, Triebe (Angstschrei, Lockschrei u. dgl.). Zu dem primären Ausdrucksbedürfnis gesellt sich sodann das Mitteilungsbedürfnis und führt zunächst zur Geberdensprache, vermittelst welcher (durch hinweisende und darstellende Geberden) bestimmte Vorstellungen in anderen erweckt werden, die sie zu gewissen Reaktionen

veranlassen. Indem von den Geberden die Lautgeberden wegen ihrer Zweckmäßigkeit den Vorzug erhalten, entsteht nach der „pathognomischen" Sprachperiode allmählich die Lautsprache, bei welcher die emotionale Grundlage zurücktritt und die (assoziative und apperzeptive) Verbindung von Lauten (Wörtern) mit bestimmten Vorstellungen zu einem Zeichensystem führt, das zunächst innerhalb beschränkter Gruppen von Menschen verstanden, d. h. richtig gedeutet wird. Die Sprache ist also keine künstliche Erfindung, sondern entsteht triebhaft als Produkt eines sozialen Gemeinschaftslebens (des „Gesamtgeistes"); im Laufe der Entwicklung greift die Willkür, Konvention, der Einfluß vorbildlicher Persönlichkeiten modifizierend ein. Der „Bedeutungswandel" — die Erweiterung, Verengerung, Verschiebung der „Bedeutung" von Wörtern, d. h. der durch sie bezeichneten Vorstellungen und Begriffe —, der neben einem „Lautwandel" zu verzeichnen ist, beruht auf Veränderungen in den Assoziations- und Apperzeptionsbedingungen, welche die beim Sprechen und Hören von Wörtern in den Blickpunkt des Bewußtsein tretenden Vorstellungskomplexe bestimmen. Die Wortvorstellungen selbst sind Komplexe von Gehörs- und Bewegungsempfindungen, bzw. (durch die Schrift) auch von Gesichtswahrnehmungen. Die ursprünglichen Wörter üben die Funktion eines Satzes aus, wie noch jetzt die Interjektionen, Ausrufsworte. Zum Verständnis eines Wortes oder Satzes genügt in der Regel eine Reproduktionsbereitschaft oder Einstellung, es bedarf nicht ausgeführter Assoziationen. Die dem Kinde angeborene Sprachfähigkeit wird erst durch die Erziehung zur Entwicklung nach einer bestimmten Richtung gebracht. Das physiologische Korrelat der ange-

borenen Sprachfähigkeit besteht in der Organisation der Stimmwerkzeuge und in bestimmten Reflex-Koordinationen. Es gibt ein „motorisches" Sprachzentrum (im hinteren Drittel der dritten Stirnwindung) und ein „sensorisches" (in den hinteren Dritteln der ersten Schläfenwindung). In pathologischen Zuständen kommt es zu Sprachstörungen, bei welchen entweder (trotz der Unversehrtheit des Artikulationsmechanismus) Worte nicht ausgesprochen werden können („motorische Aphasie") oder nicht verstanden werden („sensorische Aphasie"; „Wortblindheit", „Worttaubheit"). Es handelt sich hier um Zerstörungen von Sprachzentren oder um die Hemmung der Verbindung zwischen diesen und anderen Gehirnpartien.

Die Sprache steht in Wechselwirkung mit dem Denken. Daß es ohne Sprache überhaupt kein Denken geben könnte, ist nicht richtig; es gibt auch ein „hypologisches" Denken (B. Erdmann), das der Satzformulierung ermangelt. Sicher ist aber, daß durch die Sprache erst ein abstrakt-begriffliches Denken möglich ist und daß nur der Besitz einer artikulierten Sprache es dem Menschen ermöglicht hat, sein Denken, seine Vernunft, sein ganzes Geistesleben so hoch zu entwickeln. Erst die Sprache ermöglicht durch die gegenseitige Mitteilung von Erfahrungen und Erkenntnissen die Entstehung und Ausbildung der Wissenschaft und damit der ganzen Kultur. In der Gesellschaft entstanden und sich mit ihr entwickelnd, ist die Sprache zugleich selbst ein sozialer Faktor. Die Nationalsprache ist ein Ausdruck des Volksgeistes, dessen Eigenart und Geschichte sie spiegelt.

Während der Affekt eine momentane Gefühlserregung bedeutet, ist die Leidenschaft ein dauernder Zustand des Gemütes, die Dispo-

sition zu bestimmten intensiven Affekten und Begehrungen, das Herrschendwerden solcher seelischer Erregungen. Je nach der angeborenen oder erworbenen Beschaffenheit der Organisation ist die Tendenz emotionaler Regungen, zu Leidenschaften zu werden, verschieden groß. Es gibt Menschen, die häufig in Affekt geraten, ohne aber Leidenschaften zu fröhnen, während andere, bei denen ein Gefühlsausbruch selten auftritt, von einer Leidenschaft erfüllt sind. Bei solchen Menschen ist eine stete Bereitschaft gefühlsbetonter Vorstellungen vorhanden, sie sind immer wieder auf etwas, was sie heftig begehren, eingestellt und können sich mit dem Begehrten, Erwünschten intensiv und dauernd befassen. Die Leidenschaft macht blind für die Folgen eines Verhaltens, hingegen scharfsinnig im Erspähen alles dessen, was sie zu befriedigen vermag. Richtet sie sich auf kulturell wertvolle Funktionen, so kann sie durch Höchstanspannung der seelischen und körperlichen Kräfte nützlich wirken. Im allgemeinen aber wirkt sie hemmend auf die Entwicklung der sie nicht interessierenden Energiekomplexe, sie macht unfrei, hebt die Selbstbeherrschung auf.

Dispositionen zu einer bestimmten Weise des gefühlsmäßigen und affektiven Reagierens sind auch die Temperamente. Der Ausdruck „Temperament" bedeutet ursprünglich Mischung, weil (seit Hippokrates und Galenus) lange Zeit die Meinung bestand, daß je nach dem Ueberwiegen eines der vier „Hauptsäfte" (Blut=sanguis, Schleim=phlegma, schwarze Galle=melancholie, weiße Galle = chole) und deren Verbindung es verschiedene Gemütsarten gebe. Man unterschied danach meist vier Haupttemperamente: Das cholerische, sanguinische, phlegmatische und melancholische Temperament. Wilk

man die Namen trotz der veränderten Auffassung der physiologischen Korrelate der Gemütsbewegungen beibehalten, so kann man (mit Wundt) die Temperamente je nach der Intensität und Geschwindigkeit des Gefühls- und Vorstellungsverlaufs sowie der Willensfunktionen folgendermaßen charakterisieren: 1. Cholerisches Temperament: Schnelligkeit (Leichtigkeit, Lebhaftigkeit), Stärke (Tiefe) der Erregung; 2. Sanguinisches T.: Schnelligkeit und Schwäche (Oberflächlichkeit); 3. Melancholisches T.: Langsamkeit und Stärke (Tiefe); 4. Phlegmatisches T.: Langsamkeit und Schwäche der Erregbarkeit. Doch kommen einseitig ausgeprägte Temperamente nicht zu häufig vor, auch ändert sich das Temperament zuweilen und ist meist verschieden in der Jugend und im Alter.

B.

Die Willensvorgänge.

25. Der Willensakt.

Abweichend von manchen Psychologen verstehen wir unter den „Willensvorgängen" im weitesten Sinne des Wortes nicht bloß die aktiven Funktionen der Willkür, die zweckbewußten, durch Ideen, Vernunft geleiteten Willenshandlungen, sondern alle Arten des Strebens, also auch das instinktive, triebmäßige Verhalten und das sinnliche Begehren und Verabscheuen. Was diesen allen gemeinsam ist, das ist eben das „Streben", dessen Qualität nicht beschrieben, nur erlebt werden kann. Das Streben oder Wollen im allgemeinen ist etwas Spezifisches und Ursprüngliches, es ist aus Empfindungen, Vorstellungen oder deren Verhältnissen nicht ableitbar und auch nicht auf das reine Gefühl reduzierbar. Gleichwohl ist der Wille nicht ein eigenes „Seelenvermögen" noch eine gesondert auftretende Elementarfunktion oder Kraft. So eigenartig und einheitlich auch das Wollen ist, so ist es doch nicht ein Geschehen neben den anderen seelischen Vorgängen, sondern es wird erlebt als ein eigenartiger Ablauf und Zusammenhang, als dessen Momente und Glieder Empfindungen oder Vorstellungen und Gefühle auftreten; nicht die bloße Summe dieser Faktoren macht das Wollen aus, sondern die Richtung des Erlebnisverlaufes, die ihm eben den Charakter eines Strebungsvorgangs, einer Willenstendenz verleiht. Diese Richtung, die als ein „Gerichtet-

sein auf etwas", ein Hin- oder Wegdrängen sich bemerkbar macht, macht das Ganze des Erlebnisverlaufes zu einem „Willensvorgang", der in Bezug auf seinen Effekt zum Faktor einer (äußeren oder inneren) „Willenshandlung" wird. Das Wollen ist demnach zwar kein einfaches Bewußtseinselement, aber eine Bewußtseinsrichtung. Das vollständige, primäre Bewußtsein ist geradezu das wollende (strebende) Bewußtsein. Reines Vorstellen oder reines Gefühl existieren nur als Grenzfälle, sei es, daß das Streben unmerklich (unterbewußt oder relativ unbewußt) geworden ist, sei es, daß durch den Konflikt verschiedener Strebungen ein relativer Indifferenzzustand bewirkt wird oder sonstwie der Willensprozeß nicht zum Abschluß gelangt. Das Streben wird auch keineswegs immer zu einem „Anstreben" oder „Erstreben", als solches tritt es nur auf, wenn die Strebensdisposition durch Hindernisse zu besonders intensiver Anstrengung genötigt wird.

Das unmittelbarste Willensmoment ist das Gefühl, so daß man auch sagen könnte, das Streben beruht auf einer Ausstrahlung der Gefühlserregung, auf dem Impuls, der vom Gefühl auf den Vorstellungsablauf und auf die motorische Sphäre ausgeübt wird. Auf bloße Bewegungs- oder „ideomotorische" Vorstellungen läßt sich das Wollen keinesfalls zurückführen. Denn erstens gibt es auch innere, auf die Regulierung des Vorstellungsablaufs gerichtete Willenshandlungen, zweitens genügt die bloße Vorstellung einer eigenen Körperbewegung meist nicht, um diese wirklich auszuführen, es bedarf dazu eines „Impulses", eines Antriebes, und dieser schließt einen Gefühlszustand ein. Gefühle leiten nicht bloß die Willenshandlungen ein, sondern es wird auch der Verlauf der-

selben von solchen begleitet und abgeschlossen. Begleiterscheinungen von Willensvorgängen sind auch Muskel- oder Bewegungsempfindungen.

Das Gefühl ist ein Zeichen für die Art und Weise, wie ein Einzelerlebnis sich der seelischen Organisation einfügt. Im Wollen macht sich die (reaktive oder aktive) Stellungnahme des erlebenden Subjekts zu der durch das Gefühl sich kundgebenden Förderung oder Beeinträchtigung der Erlebniseinheit geltend. Das Gefühl ist in der Regel nur eine Durchgangsphase in dem Prozeß der Verwirklichung psychophysischer Potenzen, der Umsetzung von Spannkraft in lebendige Energie, in Tat. Das Wollen ist Drang nach Veränderung, nach Beseitigung störender, unlustvoller Zustände und nach Erreichung passender, lustbetonter Zustände. Immer handelt es sich hierbei um die Wiederherstellung einer gestörten (relativen) Harmonie, um Erhaltung und Entfaltung der Ich-Einheit. Das Wollen ist insofern „egozentrisch", wird aber erst „egoistisch" dadurch, daß es das eigene Ich ohne Rücksicht auf das Wohl und Wehe anderer Individuen zum Gegenstand der Fürsorge macht und nicht imstande ist, sich zu einem höheren, sittlichen Ich emporzuschwingen, das überindividuelle Ziele zu seinen eigenen macht. Das Streben nach etwas (bzw. das Widerstreben und das Verabscheuen) geht primär und auf primitiver Bewußtseinsstufe nicht von Zweckgedanken, nicht einmal von Vorstellungen aus. Es wird ausgelöst durch Gemein- und Sinnesempfindungen und die mit diesen verbundenen Unlust- und Lustgefühle, die das Lebewesen zu einer Reaktion antreiben. Oft erst nach mannigfachen Versuchen, Irrtümern, fruchtlosen Anstrengungen werden die Willenshandlungen zweckmäßig und zielbestimmt; es kommt zu Assoziationen zwischen

bestimmten Vorstellungen, Gefühlen und Bewegungen, die durch Einübung immer sicherer werden. Nun erst hat das Wollen einen bestimmten Gegenstand, es wird von der Vorstellung eines Zieles geleitet und ist nun nicht mehr ein blinder „Trieb" (im engeren Sinne), sondern ein „„Begehren". Den Gegenstand des Begehrens bildet nicht die Erlangung einer Lust als solche, sondern eines Etwas, wodurch die Begierde „gestillt", der Wille „befriedigt", d. h. das Streben abgeschlossen wird. Lust und Unlust sind die „Triebfedern" der Willenshandlung, die Vorstellung ist der „Beweggrund" derselben; beide zusammen stellen das „Motiv" des Wollens und Handelns dar. Unter Umständen kann auch die Erlangung von „Lust" schlechthin zum Willensziel werden, es gibt auch ein „Streben nach Glück", aber dies ist nicht die Regel, ein „Hedonismus in diesem Sinne besteht nicht zu Recht. Anderseits ist die Ansicht irrig, als ob es ein Wollen ohne Gefühlstriebfeder gäbe. Was zum Handeln antreibt, muß freilich nicht sinnliche Lust oder Unlust oder Aussicht auf Genuß sein, das Wollen kann auch durch die „Vernunft" und deren Ideen geleitet werden oder durch das Pflichtbewußtsein u. dgl.; aber auch in diesen Fällen ist ein Gefühlsfaktor mit im Spiel, ohne den die Vernunft auch nicht die Herrschaft über Affekte und Triebe erlangen könnte. Die in der Vorstellung (ideell) vorweggenommene Wirkung einer Handlung ist der „Zweck" derselben. Die Willenseinstellung auf einen Zweck ist die „Absicht" (Intention). Die einzelnen Zwecke können sich zu einer Reihe anordnen, deren Abschluß den „Endzweck" bildet; ferner gibt es neben dem „Hauptzweck" auch „Nebenzwecke." Dasjenige, wodurch wir einen Zweck erreichen wollen, ist ein „Mittel" zu die-

sem Zweck. Durch „Motivverschiebung" kann ein Zweck zum bloßen Mittel, ein Mittel zum Zweck, ein Neben- zum Hauptzweck (und umgekehrt werden. Vermöge des „Prinzips der Heterogonie der Zwecke" wird oft eine bloße Wirkung des Handelns, ein Willenserfolg selbst zu einem Zweck, besonders wenn die Wirkung in der Richtung des Wollens lag. Auf diese Weise kommt es in der biologischen und geistigen Entwicklung zu einer Differenzierung und einem Wachstum der Zwecke, die von den ursprünglichen ganz unbestimmten, unmittelbaren Zielen sich schließlich weit entfernen. So entstehen viele Zweckmäßigkeiten, ohne daß das Erreichte schon von Anfang an vorausgesehen und vorausgewollt, beabsichtigt war. Der Wille wird immer zweckbewußter, aktiver, das Handeln planmäßiger, je mehr zweckmäßige Erfolge er erzielt hat, die er vermittelst der sich steigernden Intelligenz und Phantasie zu verwerten vermag. In eben dem Maße nimmt die Selbständigkeit, Macht, Freiheit des Menschen im Verhältnis zur Umwelt, aber aber auch zu seiner eigenen Natur zu. Durch seinen von Ideen geleiteten „Vernunftwillen" gelangt er zur Lebens- und Kulturbeherrschung.

So geht der anfängliche und auch später nebenbei lebendig bleibende „Triebwille" in den „Vernunftwillen" über. Dieser ist die höchste Stufe des Willens im engeren Sinne, dessen Funktionen als Willkür- und Wahlhandlungen sich von den Triebvorgängen unterscheiden. Letztere sind einfache, eindeutig bestimmte, durch ein einziges Motiv impulsiv ausgelöste Reaktionen, ersteren geht ein Zusammenwirken von Beweggründen voraus oder ein „Kampf", Wettstreit mehrerer Motive, deren eines die Entscheidung, den Entschluß herbeiführt. Der „Wahl" geht

oft ein Schwanken der Motive voran, ein Vergleichen zwischen verschiedenen Handlungsmöglichkeiten; kann keine derselben bevorzugt werden, die Vorherrschaft im Bewußtsein erlangen, dann kommt es vorläufig zu keinem Entschluß, oder dieser erfolgt einfach aus dem Wunsch, der Unentschiedenheit, dem peinigenden Zweifel zu entrinnen. Wie einerseits das triebhafte Wollen zu einem Willkürakt sich entwickelt, so erfolgt oft durch Gewöhnung und Uebung eine „Mechanisierung" des Handelns, das nun triebhaft, automatisch, zuweilen schließlich reflexmäßig wird. Wenigstens ist anzunehmen, daß ein Teil der jetzt ohne Bewußtsein verlaufenden und doch zweckmäßigen Reflexbewegungen phylogenetisch aus einstigen Triebvorgängen hervorgegangen ist.

Wird ein Entschluß nicht sogleich ins Werk gesetzt, sondern aufgeschoben, so bleibt eine Willensbereitschaft zurück. Dieser suspendierte Wille heißt „Vorsatz". Ein Begehren, das infolge der Vorstellung eines Hindernisses nicht zur Entfaltung kommt, nicht zu einem Willensimpuls sich gestaltet, ist ein „Wunsch". Die Unfähigkeit, zu einem Willensentschluß zu gelangen oder sein Wollen zu betätigen, heißt „Abulie"; sie beruht auf gewissen Hemmungen physiologischer und psychologischer Art, z. B. bei gewissen Gemütsdepressionen. Die Willenskraft tritt bei verschiedenen Individuen in verschiedenem Ausmaße auf und verändert sich auch, durch physische und seelische Einflüsse, bei demselben Menschen. Während die einen über einen impulsiven, leicht reizbaren, aber oft die Richtung wechselnden Willen verfügen, ist dieser bei anderen schwerer erregbar, dafür aber nachhaltiger. Das Ideal ist ein starker und „langer", das Wertvolle mit Energie und der nötigen Dauer ergreifender, kraftvoll-zweckbewußter Wille. Es

ist Sache der Pädagogik, nicht bloß den Intellekt und das Gemüt, sondern auch den Willen des jugendlichen Menschen zu veredeln, es bedarf einer besonderen Willenskultur zur Heranbildung kraftvoller Verwirklicher sozialer und idealer Zwecke.

Die Verwirklichung einer Willensintention, die durch einen Willensimpuls ausgelöste Betätigung des Subjekts ist eine „Willenshandlung". Die „äußere" Willenshandlung besteht in der Ausführung einer Körperbewegung auf Grund von Umsetzungen potentieller Gehirnenergien in aktuelle; dem ganzen Vorgang geht als „Innenseite" eine Abfolge psychischer Vorgänge (Vorstellungen, Gefühle, Strebungen, Muskel- und Bewegungsempfindungen) parallel. Physiologisch wie psychologisch betrachtet, ist die Handlung nicht aus äußeren oder momentanen inneren Reizen (Ursachen) ableitbar, sie ist die Reaktion einer individuell gearteten, besonderen, entwicklungsgeschichtlich durch die ganze Vergangenheit (Vererbung) bedingten Struktur; daher lassen sich die Handlungen der Menschen nicht aus allgemeinen, physikalisch-chemischen Gesetzen biologisch restlos ableiten noch auch, psychologisch, aus universalen Gesetzen des Seelenlebens begreiflich machen. Die „innere" Willenshandlung ist die den Ablauf oder die Richtung solcher Erlebnisse selbst beeinflussende Funktion des Willens, sei es in triebhafter Weise, wie bei der unwillkürlichen Aufmerksamkeit, passiven Apperzeption u. s. w., sei es in der Form aktiver Einwirkung auf Erlebnisse, wie bei der willkürlichen Aufmerksamkeit, aktiven Apperzeption, beim Denken, Forschen, phantasievollem Gestalten u. s. w. Direkt oder indirekt stehen die Verbindungen der Bewußtseinsinhalte unter dem Einfluße des Willens. Indem die Einheit des wollenden

Bewußtseins sich in der Mannigfaltigkeit der Bewußtseinsinhalte entfaltet, besteht die Grundtendenz nach immer erneuter Herstellung einheitlicher Zusammenhänge, eine geistige „Selbstregulation" gegenüber allen Störungen dieser letzteren (der „Widersprüche" u. dgl.). So erweist sich der Einheitswille als innerster Motor des Intellekts, der selbst nichts anderes ist als eine Willensfunktion und dessen Gesetze auf Postulate und Normen des (theoretischen) Willens zurückgehen, der sich durch diese selbst bindet. Eine andere Richtung des „intelligenten" Willens (im Gegensatze zu den „blinden" Trieben) ist die „praktische Vernunft", die auf den einheitlichen Zusammenhang möglicher Zwecksetzungen geht und aus deren „Autonomie" die sittlichen Normen entspringen. Eine Wechselwirkung zwischen Willen und Intellekt besteht insofern, als einerseits die durch den Intellekt gewonnenen Erkenntnisse das Wollen beeinflussen, anderseits der Wille auf das Denken und Forschen der Menschen teils stimulierend, teils richtunggebend einwirkt.

26. Der Trieb.

Triebvorgänge im weiteren Sinne sind einfache, durch einen einzigen Eindruck ausgelöste, impulsiv, ohne vorangehende Ueberlegung, Wahl, Selbsttätigkeit erfolgende Handlungen, im Gegensatz zu den willkürlichen, auf einem Zusammen- oder Gegenwirken mehrerer Motive beruhenden, von einem Gefühle der Selbsttätigkeit begleiteten Akten. So z. B. ist es ein Triebvorgang, wenn wir beim Hören einer bekannten Stimme uns umwenden oder wenn ein interessanter Vorfall unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt oder wenn uns der Anblick eines Armen anreizt, ihm eine milde Gabe zu verabreichen,

u. dgl. Im entwickelten Seelenleben wechseln beständig Trieb- und Willkürhandlungen miteinander ab.

Im engeren Sinne des Wortes sind „Triebe" Strebungen, die durch „Bedürfnisse" verschiedener Art gezeitigt werden. Der Organismus (bzw. ein Teil desselben, ein Organ) benötigt zu seinem normalen Dasein und Funktionieren eines gewissen Vorrates an Energien. Abweichungen von dem vitalen Normalmaße nach unten oder nach oben, Störungen des organischen Gleichgewichts werden als innere Reize dem Nervensystem übermittelt, das gewisse angeborene oder erworbene Bewegungsdispositionen zu einem Reagieren besitzt, wodurch — eventuell erst nach einem Herumprobieren — die Störung beseitigt wird. Diesem Prozeß entspricht das in Form gefühlsbetonter Empfindungen (z. B. einer Trockenheit der Schleimhäute beim Durst, eines „Nagens" im Magen beim Hunger) auftretende Bewußtsein der Gleichgewichtsstörung im Kräftevorrat, von dem ein Impuls zu einer Handlung ausgeht, durch welche der unlustvolle Zustand in einen lustbetonten oder relativ indifferenten übergeführt werden soll. So hat der Müde das Bedürfnis nach Ruhe oder Schlaf, der Hungrige nach Nahrung, der Einsame nach Gesellschaft, der ans Zimmer Gefesselte nach Bewegung, der Ausgeruhte nach Arbeit u. s. w. Es gibt körperliche (sinnliche) und geistige (intellektuelle, aesthetische, ethische, religiöse u. a.), materiale und Funktions-Bedürfnisse (z. B. nach Bewegung, geistiger Tätigkeit verschiedener Richtung, Betätigung von Sinnesorganen, des Gemüts, des Willens, des Intellekts, der Phantasie). Versteht man unter einem Bedürfnis auch den Gegenstand eines solchen (z. B. Nahrung), der eigentlich als „Erfordernis"

zu bezeichnen ist, so kann man auch individuale, soziale, ökonomische u. a. Bedürfnisse unterscheiden. Es gibt ferner ursprüngliche (primitive) und erworbene, sekundäre (auf Dispositionen, die durch Gewohnheiten entstanden sind, beruhende) Bedürfnisse.

Jedes dieser Bedürfnisse kann zur Quelle eines Triebvorgangs werden und ist selbst durch das ihm eigene Moment des „Impulses", des Dranges zur Befriedigung des Bedürfnisses, ein „Trieb". Doch muß es nicht immer zu einer Triebhandlung kommen, es kann unter Umständen eine Hemmung durch andere Triebe erfolgen oder der Trieb kann durch Vernunftmotive verdrängt oder reguliert werden. Die Höherentwicklung des Bewußtseins führt zu einer mehr oder weniger umfassenden Herrschaft des Geistes über die Triebe, zu einer Disziplinierung des Trieblebens nach zweierlei Richtung: erstens besteht die Tendenz, solche Triebe, die der betreffenden Kulturstufe nicht mehr entsprechen, zu unterdrücken und die Intensität und Vordringlichkeit anderer, an sich nicht schädlicher Triebe abzuschwächen; zweitens wird die möglichste Harmonisierung der Triebe, die Unterordnung derselben unter den Willen nach einheitlichem Zusammenhang oder Erlebnisse, zu einem Ideal. Da die Triebe „blind" sind und durch ihr Uebermaß wie durch ihre Einseitigkeit zu Unzweckmäßigkeiten individueller und sozialer Art führen, so ist der „Triebmensch" etwas, das auf dem Wege zum Vollmenschen überwunden werden muß. Es ist symptomatisch für die seelische Höherentwicklung, daß sich vielfach zwischen Reiz und Befriedigung eine Reihe von Zwischenerlebnissen, von Vorstellungen, Abwägungen, Ueberlegungen im Hinblick auf die möglichen Folgen, einschieben. Die Eindämmung der Triebre-

gungen bedeutet daher keineswegs einen Verzicht auf die Befriedigung vitaler Bedürfnisse; vielmehr kann oft gerade durch die Unterordnung von Trieben unter die Herrschaft des Vernunftwillens eine gleichmäßige, sichere und dauernde Bedürfnisbefriedigung erzielt werden. Anderseits müssen die Lebensverhältnisse so gestaltet werden, daß die Befriedigung normaler, fundamentaler Triebe nicht verhindert ist und daß solche Triebe, die in einem unzweckmäßigen sozialen Milieu sich in „verbrecherischer" Weise entladen, in sozial und kulturell wertvolle Energien sich umsetzen lassen.

Jeder Trieb geht auf eine Tätigkeit, vermittelst deren einem Bedürfnis abgeholfen werden soll. Eine Vorstellung von einem bestimmten Objekt, durch dessen Genuß oder Erlangung das Bedürfnis seine Befriedigung finden kann, besteht ursprünglich und teilweise auch später nicht. Der Trieb ist auf Essen, Trinken, Bewegung u. s. w. gerichtet, nicht aber auf eine bestimmte Speise u. s. w., seine Richtung ist also zunächst zwar spezialisiert, aber nicht gegenständlich bestimmt, er geht auf eine Gattung von Befriedigungsmöglichkeiten. Der Trieb ist wie alles Wollen eine Zielstrebigkeit, da er ja auf eine Zustandsänderung gerichtet ist; aber er enthält keine Zweckvorstellung, ist nicht zweckbewußt. Die Zweckmäßigkeit von Triebaktionen beruht teils auf angeborenen Dispositionen, bzw. der Anlage zu bestimmten Bewegungskoordinationen, die durch die „Uebung" vieler Generationen zur Ausbildung gelangt sind, teils auf den Resultaten des Probierens und der hierbei gemachten „Erfahrungen". Von einem Vorauswissen der zweckmäßigen Erfolge des Handelns kann bei primären Trieben keine Rede sein, ebenso wenig von „unbewußten Vorstellungen", aus deren

Einfluß man öfter die tierischen Instinkte hat erklären wollen. Diese „Instinkte" sind nichts anderes als ererbte Triebe, die durch gefühlsbetonte Empfindungen ausgelöst werden und einen angeborenen, struktuell praedisponierten Bewegungsmechanismus in Tätigkeit setzen. So groß die Treffsicherheit von Instinkten auch sein mag, so versagt sie doch auch mitunter, weil eben das Tier nur an gewisse Verhältnisse und Reize angepaßt ist und nicht jeder besonderen Variation dieser zu folgen vermag. Teilweise sind übrigens die Instinkte anpassungsfähig, sie können sich unter dem Einflusse eines neuen Milieus oder von Erfahrungen verändern. Bei den höheren Tieren treten zu ihnen Triebvorgänge im weiteren Sinne, Vorstellungsassoziationen u. dergl. hinzu; ein abstrakt-begriffliches Denken (Urteilen, Schließen) aber geht auch den höchststehenden Tieren ab, so „intelligent" sie auch sein mögen. Trotzdem sind sie, wenn auch vieles bei ihnen auf Reflexbewegungen beruht, weit entfernt, seelenlose Automaten zu sein, wie dies etwa Descartes geglaubt hat. Beim Menschen zeigt sich eine Verkümmerung der Instinkte, er ersetzt sie durch seine Vernunft, vermöge deren er die verschiedensten und wechselnsten Situationen zu verwerten imstande ist und durch die er sich über die Stufe eines Gegenwartswesen hoch erhebt. Was man bei Menschen als „instinktives" Tun bezeichnet, beruht meist nicht auf einem eigentlichen Instinkt, sondern ist, wenn nicht eine Reflexbewegung, eine Triebaktion oder eine durch Uebung automatisch-treffsicher gewordene Leistung.

Entsprechend der Mannigfaltigkeit von Bedürfnissen gibt es eine ganze Reihe von Trieben, von Impulsen zu einer bestimmten Gattung von Funktionen. Primäre, in der psychophysischen

Organisation ursprünglich wurzelnde Triebe (bzw. Dispositionen zu Triebhandlungen) sind der Bewegungstrieb, der Trieb nach Nahrung, der Geschlechtstrieb, der Spieltrieb, der Nachahmungstrieb, die Bau- und Kunsttriebe der Tiere, der Jagd- und Kampftrieb, der Mitteilungstrieb, der Erkenntnistrieb, der Fürsorgetrieb, der Geselligkeitstrieb u. s. w. Ein neben den übrigen Trieben einhergehender „Selbsterhaltungstrieb" besteht nicht, wohl aber lassen sich die verschiedenen Triebrichtungen, die der Erhaltung des Individuums dienen, als Selbsterhaltungstrieb oder als Modifikationen eines in ihnen selbst sich entfaltenden Erhaltungsstrebens bestimmen; die der Erhaltung und Förderung der Gattung dienenden Triebe sind als „Gattungstriebe" zu bezeichnen, von denen die „sozialen Triebe" eine Abart sind. Durch Entartung können Triebe eine pathologische Form annehmen (z. B. als Stehl-, Brandstiftungstrieb). Die seelische Entwicklung der Arten und Individuen zeitigt neue, differenzierte, sekundäre Triebe, teilweise durch „Mechanisierung" aktiver Willenshandlungen; anderseits gehen durch das Wachstum an Vorstellungen und Erfahrungen aus Trieben Willenserregungen höherer Art hervor, an Stelle des „blinden" tritt ein zweckbewußtes Streben, das als Begehren, Wählen, vernünftiges Wollen dem Handeln die Richtung gibt.

Je höher entwickelt das Seelenleben ist, desto leichter wird es, solche Triebe, deren Regungen lästig oder (individuell oder sozial) schädlich erscheinen, zu hemmen, durch Gegenmotive zu unterdrücken. Wo die „Verdrängung" von Trieben und Wünschen nicht recht gelungen ist, gehen von den im Unterbewußtsein immer wieder anstrebenden Impulsen Einflüsse aus, durch die oft verschiedenartige Störungen des Nerven- und

Seelenlebens entstehen. Solche unterdrückte Triebe werden zu Komponenten von Handlungsmotiven, leiten den Vorstellungsablauf und das Tun in bestimmte Bahnen, führen zu allerhand symbolischen, als „Ersatz" für die unterbliebenen Triebreaktionen dienenden Verhaltungsweisen, die sich durch die bewußten Motive nicht erklären lassen. Vielfach erweisen sich hier Regungen wirksam, die in der Kindheit auftraten und verdrängt wurden, gewisse „Komplexe" bestimmen, unterbewußt, die Einstellungen des Individuums (z. B. der „Vaterkomplex", die ambivalente Stellungnahme gegenüber dem Vater, die sich auch auf andere Personen erstrecken kann). Ist die Verdrängung solcher Triebe gelungen, so kommt es unter Umständen zu einer „Sublimierung" derselben, die vorhandenen Spannkräfte werden auf ein geistiges, kulturell wertvolles Gebiet abgeleitet, das Streben (die „libido" im weitesten — nicht bloß sexuellen — Sinne) richtet sich auf ideelle Objekte (Kunst, Wissenschaft, Religion, u. s. w.). In gewissen Fällen wird durch „Psychoanalyse", durch Bewußtmachung unterbewußt gewordener Triebregungen eine solche Sublimierung angebahnt werden können, auch kann dadurch teilweise eine Besserung oder Beseitigung pathologischer Zustände erzielt werden; anderseits ist es aber oft möglich und notwendig, durch Ablenkung und Herstellung von Gegengewichten Triebe völlig aus der Seele zu eliminieren und unwirksam zu machen.

27. Wille und Willensfreiheit.

Der Wille im engeren Sinne ist die Fähigkeit des aktiven, aus der Vereinigung mehrerer Motive hervorgehenden Wollens. Der aktiven Willenshandlung liegen bestimmte Vorstellungen, Gedanken, Ideen, Ueberlegungen zugrunde; sie

ist nicht eine unmittelbare Reaktion des Subjekts auf einen äußeren oder inneren Reiz, sondern ein Einfluß der zentralisierten Einheit des Bewußtseins, eine Selbstbetätigung des Ich. In der Willenshandlung kommt die ganze Vergangenheit des Ich zum Ausdruck als Inbegriff der vom Subjekt erworbenen Erfahrungen und gehabten Erlebnisse. Es äußert sich im Wollen die ganze Eigenart des Ich, vermöge welcher es nicht bloß der Umwelt, sondern auch den eigenen, inneren Regungen selbsttätig gegenübertritt. Auch auf die Zukunft ist das wollende Bewußtsein eingestellt, es antizipiert ideell, durch Zweckvorstellungen, Veränderungen in der Außen- und Innenwelt, es setzt durch das Handeln Möglichkeiten in Wirklichkeiten um, wobei es sich seiner Intentionen (Pläne, Aufgaben) und Selbsttätigkeit mehr oder weniger bewußt ist. Die Intensität und Ausdehnung des Zielbewußtseins wie der Zwecksetzung nimmt bei der Willensentwicklung immer mehr zu, wodurch die Macht des Menschen, die Fähigkeit der Lebens- und Kulturbeherrschung stetig zunimmt. Der Wille wird zum seiner Leistungsfähigkeit bewußten, ideengemäßen „Vernunftwillen." Indem bei den äußeren wie bei den inneren Willenshandlungen der Wille sich auf bestimmte Ziele konzentriert, wirkt er zugleich hemmend auf alles Störende, von der Zielrichtung Abweichende, er verhält sich „selektiv". Macht sich das Gegenwirken verschiedener Motive und Impulse im Bewußtsein bemerkbar, so kommt es zu einer „Wahlhandlung." Durch das Herrschendwerden eines der konkurrierenden Motive (oder eines Motivkomplexes von Haupt- und Nebenmotiven) kommt die „Ueberlegung" oder „Erwägung", das Vergleichen der Motive ihrem Werte nach, zum Abschluß, es erfolgt die „Entscheidung" oder die

„Entschließung" zu einem Tun oder Unterlassen.

Ursachlos ist also auch das „willkürliche" Handeln nicht; es hat sowohl „Ursachen", nämlich die vorangehenden, es auslösenden äußeren und inneren Vorgänge, als auch „Gründe", d. h. jene Vorstellungs- und Gedankeninhalte, aus deren Bestand oder Geltung die Willensakte sich als sinnvoll begreiflich machen lassen. In diesem Sinne ist die Willenshandlung „determiniert", sie hat wie alles Geschehen in der Welt ihre „zureichenden Gründe", fällt nicht aus dem Rahmen der universalen Gesetzlichkeit heraus. Aber das bedeutet nicht, daß der Wille ein Spielball äußerer oder innerer Momentankräfte ist, noch daß er zwangsmäßig reagiert, noch daß sich die Art und Weise des Wollens eines Menschen eindeutig bestimmen, mit absoluter Sicherheit berechnen läßt. Jedes Individuum ist ein Komplex einer Menge unübersehbarer dynamischer Möglichkeiten, deren Vorhandensein durch die ganze Vergangenheit des Menschen und seiner Ahnen mitbedingt ist; die Individualität fügt sich zwar der gesetzlichen Weltordnung ein, ist aber nicht restlos aus Naturgesetzen ableitbar, sondern enthält einen „irrationalen" Kern. Ueberdies sind die Naturgesetze nicht Wesenheiten, die über den Dingen schweben, sondern ein Ausdruck für ein konstantes, der eigenen Natur der Wesen und deren Zusammen- und Gegenwirken gemäßes Verhalten der Dinge oder Individuen selbst. So kommt jedem Wesen in der Welt ein gewisses Maß von „Freiheit", von Selbständigkeit und Eigenmacht zu, und diese „Spontaneität" wird immer größer und umfassender, zugleich immer bewußter, je höher die Wesen entwickelt sind. Die Freiheit als (relative) Unabhängigkeit von der Umwelt und deren

momentanen Einwirkungen wird zur Fähigkeit, selbstgesetzte Ziele bewußt und tatkräftig zu verwirklichen. Indem der Mensch das tun oder unterlassen kann, was er will, besitzt er „Handlungsfreiheit", muß er sich nicht äußerem Zwang fügen. Und insofern er wollen kann, was sein Ich wahrhaft erstrebt, indem er das, was ihm seine Vernunft als richtig, recht, gut, seinsollend vorstellt, gegenüber minderwertigen Impulsen (Trieben, Motiven) in seinen Willen aufzunehmen und wollend durchzusetzen vermag, besitzt er „Willensfreiheit" im psychologischen und ethischen Sinne, von der es verschiedene Grade gibt und deren Höchstmaß ihm als Ideal „aufgegeben" ist, so daß die Idee der Freiheit selbst zu einem befreienden Faktor wird.

So wird die Willensdeterminierung zu einer „Autodeterminierung", die Freiheit zu einer „Autonomie" schon in psychologischer Beziehung. Der Mensch ist in seinem Wollen und Handeln desto freier, je mehr darin seine „Persönlichkeit" zum Ausdruck kommt. Die Motive wirken nicht als selbständige Kräfte, sondern ob etwas zu einem Motiv wird oder nicht, und welches von den konkurrierenden Motiven schließlich herrschend wird, das hängt von der Individualität und von der Persönlichkeit des Wollenden ab, ist durch deren „Charakter", d. h. durch deren Willensdispositionen und habituell gewordene, eingewurzelte, von ihr erworbene Grundsätze („Maximen") bedingt. Anderseits wird der Charakter, die Disposition zu einer gewissen Grundrichtung des Wollens (bei oft großen Divergenzen in den einzelnen Verhaltungsweisen), die teils ererbt, teils unter einem bestimmten Milieu so geworden ist, durch die Gewöhnung an bestimmte Willenstätigkeiten teilweise verändert. So ist es möglich, durch

Fremd- und Selbsterziehung, durch Willensübung oder Willensdisziplin die Persönlichkeit auf eine höhere Stufe zu erheben, schlechte Anlagen zurückzudrängen und gute zu entfalten. An seinen Idealen kann sich das Ich zu einem höheren Selbst emporranken, es kann und soll den „Grundwillen", der seinem ganzen Leben die Richtung gibt, zu einem Willen zum personalen Höchstwert steigern.

Das Bewußtsein, wir hätten anders handeln können, als wir es getan haben, (worauf auch die „Reue" beruht), ist insofern kein Irrtum, als zur Zeit des Handelns verschiedene Möglichkeiten des Wollens und Handelns bestanden, die wir jetzt vor Augen haben. Wären wir damals in der Lage gewesen, in der wir uns jetzt befinden, wären uns die Folgen unseres Entschlusses so bewußt gewesen, wie es jetzt der Fall ist, kurz, wäre die ganze „Konstellation" eine andere gewesen und hätte unsere Persönlichkeit mehr zum Durchbruch gelangen können, dann hätten wir anders gewollt und gehandelt. Diese theoretischen Möglichkeiten ändern aber an dem Umstande nichts, daß wir zur Zeit der Tat so beschaffen waren, daß wir eben nur so und nicht anders wollen konnten. Einen „Zwang", eine Nötigung haben wir aber auch damals nicht empfunden, das Bewußtsein der „Wahlfreiheit" war vorhanden, das als solches nicht täuscht. „Unfrei" ist nur derjenige, dem infolge heftiger Affekte, übermäßiger Triebe, pathologischer Hemmungen, Geistesschwäche, ein Bewußtsein um die Folgen des Handelns oder die Fähigkeit des Abwägens und Unterdrückens von Motiven, der Bevorzugung anderer, wertvoller fehlt. Ein solcher Mensch ermangelt der „Zurechnungsfähigkeit", seine Taten können nicht als Ausfluß seiner aktiv wollenden Persönlichkeit betrachtet, die-

ser nicht „zugerechnet“ werden, er ist für sie weder ethisch noch rechtlich „verantwortlich“, es kann ihm keine „Schuld“, für die er getadelt oder gestraft werden sollte, beigemessen werden. Die Einsicht in die „Determination“ der Willenshandlung hebt die Verantwortlichkeit normaler Individuen nicht auf; die Gesellschaft verlangt von diesen, daß sie für ihr Wollen und Tun einstehen sollen, beurteilt oder verurteilt ihren Charakter und will durch Strafandrohungen Gegenmotive erwecken, die den minderwertigen Abbruch tun können, durch die Strafe selbst aber sich vor dem Uebeltäter schützen. Das bleibt, auch wenn man einen ursachlosen, absolut freien Willen im Sinne des extremen „Indeterminismus“ nicht glaubt. In ethischer Hinsicht ist das Verantwortlichkeitsgefühl ein unentbehrlicher Faktor des sittlichen Verhaltens, der Selbstbefreiung und Höherentwicklung der Menschen.

Anhang.

28. Schlaf und Traum.

Wird eine körperliche oder geistige Arbeit (die in der Ueberwindung von Hindernissen durch Aufwand von organisch-seelischen Energien besteht) eine gewisse Zeit lang fortgesetzt, so tritt ein Zustand der „Ermüdung" ein, teilweise von einem Gefühl der „Müdigkeit" begleitet. Physiologisch beruht dieser Zustand auf dem Ueberwiegen des chemischen Abbaus (der „Dissimilation") in den Geweben, bzw. auch auf der Bildung von „Ermüdungsstoffen", die eine hemmende Wirkung ausüben. Die geistige Ermüdung zeigt sich in einem Nachlassen der Aufmerksamkeit, in einer Verlangsamung, Erschwerung, Verschlechterung der geistigen Leistung, der Vorstellungsreproduktion, der Denktätigkeit. Jede weitere Anstrengung erregt Unlust; doch wird die Ermüdung eine Zeitlang nicht gemerkt oder das Müdigkeitsgefühl durch den Arbeitswillen zurückgedrängt. Die Stärke der Ermüdung läßt sich durch den „Ergograph" oder den „Dynamometer", durch Prüfung der Tastempfindlichkeit, Messung der Dauer und Bestimmung von Fehlern einer geistigen Arbeit u. dergl. experimentell feststellen, was für den Unterricht von Bedeutung ist. (Länge der Lehrstunden, richtige Aufeinanderfolge mit Berücksichtigung der Erholung durch Abwechslung des Lehrstoffes und Pausen).

Ein periodisch auftretender Zustand anhaltender Ermüdung ist der Schlaf. Er ist ein Zustand verminderter Arbeitsleistung des Organismus infolge von Lähmungen durch Ermüdungsstoffe und überwiegender Dissimilation in den Geweben, ein Ausruhen, mit dem sich ein organischer Wiederaufbau, eine Aufspeicherung neuer Energien, eine Steigerung der Assimilation verbindet. Psychologisch betrachtet, ist der Schlaf ein Zustand relativer Bewußtlosigkeit, bzw. eine Abfolge solcher Zustände, zwischen die sich oft ein vom Tagesbewußtsein abweichendes, traumhaftes Bewußtsein einschiebt. Während im „Halbschlaf" ein verschwommenes, ungeregeltes Vorstellungsgetriebe die Seele erfüllt, dürfte im „Tiefschlaf" ein zentrales Bewußtsein überhaupt nicht (höchstens gewisse Gemeinempfindungen u. dgl.) vorhanden sein. Ein Maß für die Tiefe des Schlafes gibt die Herabsetzung der Empfindlichkeit für Sinnesreize an die Hand („Weckschwelle"). Dem Erwachen geht häufig eine zweite Phase des Halbschlafes voran. Außer dem periodischen Schlaf gibt es ein Einschlafen infolge großer Ermüdung;; auch die Ausschaltung von Reizen, die auf uns Eindrücke machen können, die künstliche Herabsetzung der Aufmerksamkeit wirkt schlaferregend.

Das die Pausen zwischen den Zuständen des Tiefschlafes ausfüllende seelische Leben macht das Traumbewußtsein aus. Es besteht aus einem Ablauf von „Traumbildern", von Vorstellungen, die in buntester Reihenfolge einander ablösen, wobei streckenweise ein innerer Zusammenhang obwaltet, der aber durch lückenhafte, fragmentarische, verworrene Gebilde und Verbindungen unterbrochen wird. Die Vorstellungen treten oft mit großer Lebhaftigkeit auf, sie

gleichen Wahrnehmungsbildern, erscheinen als Wirklichkeiten, wenn auch zuweilen das Gefühl rege wird, es handle sich nur um einen Traum. Vielfach treten Erinnerungsbilder auf, aber oft durch die Traumphantasie stark modifiziert, so daß die im Traume vorgestellten Gegenstände und Situationen von denen des Taglebens abweichen. Auch das Ich zeigt sich im Traum häufig verändert, es scheint manchmal seinen Charakter gewandelt zu haben, auch sieht es der Träumende vor sich wie eine fremde Persönlichkeit; mit einer solchen identifiziert es sich zuweilen, wobei auch ein sprunghafter Wechsel zwischen Eigen- und fremdem Ich stattfindet. Manchmal glaubt das Ich im Traum die wunderbarsten Fähigkeiten zu haben, es spricht alle möglichen Sprachen, löst die schwierigsten Probleme, verfügt über magische Kräfte u. dgl. Die Fähigkeit willkürlicher Bewegung ist im Schlafe gehemmt. Bei den „Somnambulen" (Nachtwandlern) löst ein Traumbewußtsein Bewegungsreaktionen aus, die sie, weil durch äußere Reize nicht gestört, mit großer Sicherheit ausführen. Nach dem Erwachen können wir uns meist an das Geträumte nicht oder nur dunkel und lückenhaft erinnern; zuweilen haben wir während des Traumes das Bewußtsein, Aehnliches schon einmal oder öfter geträumt zu haben; in der Tat haben gewisse Träume die Tendenz, von Zeit zu Zeit wiederzukehren. Es kommt vor, daß der Traum Zustände des Organismus pathologischer Art oder Vorboten von Krankheiten, die man im Wachen nicht bemerkte, zum Bewußtsein bringt. Eine Steigerung der Erkenntnisfähigkeit hat im Traum nicht statt; wenn man träumend manchmal ein Problem löst, dessen Erledigung einem nicht gelingen wollte, so beruht dies darauf, daß — falls die Lösung nicht eine

vermeintliche war — gewisse bei der Tagesarbeit fehlende Vorstellungsglieder zu einer durch nichts abgelenkten Reproduktion gelangen. Das Traumbewußtsein zeigt durchweg eine starke Herabsetzung oder Ausschaltung der aktiven Apperzeption; indem die Vorstellungsreproduktion und Assoziation ohne die auslesende, kontrollierende, hemmende, kritische, regulierende Funktion der aktiven Aufmerksamkeit, des Willens, rein triebhaft erfolgt, kommt es zu der bunten Phantastik, die das Traumleben kennzeichnet.

Doch ist auch das Traumbewußtsein nicht absolut ungesetzlich, nicht völlig ungeregelt und sinnlos. Wohl setzt es sich aus Vorstellungsreihen zusammen, denen entweder nichts Objektives entspricht oder die von der Realität oft stark abweichen. Aber sie sind nicht ohne alle Beziehung auf äußere und innere (organisch-seelische) Wirklichkeiten. Die Traumbilder gleichen durch ihre Lebhaftigkeit den „Halluzinationen" und „Illusionen", d. h. Vorstellungen, die bei besonderer oder abnormer Erregbarkeit der Sinnesorgane und der Phantasie zustandekommen und die infolge ihrer Lebhaftigkeit für Wahrnehmungsinhalte gehalten werden. So z. B. kann jemandem ein weißes Lacken oder ein Baum in der Dunkelheit als „Gespenst" vorkommen (Illusion) oder man hört Stimmen und sieht Gestalten rein infolge innerer Erregungszustände (Halluzination). Solchen „Phantasmen" nun gleichen die Traumbilder. Ein Teil derselben besteht geradezu aus Illusionen und Halluzinationen (bzw. zentral erregten Empfindungen), je nachdem äußere oder bloß innere Reize (in den Organen) zur Bildung von Phantasmen Anlaß geben, durch welche diese Reize

(falsch) gedeutet werden. So stellt sich uns im Traum ein leises Geräusch etwa als das Tosen einer Brandung dar, Lichtblitze im Auge erwecken die Vorstellung eines blendend hell erleuchteten Saales, die Behinderung des Atmens, der Druck bei schlechter Lage, ein Unbehagen oder Schmerz u. dgl. führen zu den absonderlichsten, von dem sie bedingenden Anlasse oft weit entfernten Traumsituationen (Erlebnis des Stürzens in einen Abgrund, einer Flucht u. dgl.). Zu dieser Art Traumvorstellungen kommen noch aber die an sie sich anschließenden Assoziationen und überhaupt jene Vorstellungsbilder, die durch die Dispositionen der unterbewußt erregten psychophysischen Organisation bedingt sind. Die Vorstellungskomplexe des Traumes setzen manchmal, aber nicht in der Mehrzahl der Fälle, die Erlebnisse desselben Tages fort, sie können auch an weit zurückliegende Eindrücke und Ereignisse anknüpfen. Vielfach verarbeitet das Traumbewußtsein Erlebnisse, die einen besonderen Eindruck auf das Gemüt ausübten, sehr angenehm oder widerwärtig, peinlich waren oder uns sonstwie interessierten. Verdrängte Triebe, unterdrückte Wünsche, Neigungen oder Abneigungen, Affekte und Begierden machen sich vielfach im Traumbewußtsein (im „manifesten Traumgedanken": S. Freud) geltend, auch nicht erledigte Tageseindrücke. Die Situationen und Handlungen des Traumes sind zum Teil — keineswegs aber durchweg — „Wunscherfüllungen", symbolische Vergegenwärtigungen von Wunschobjekten und Triebrichtungen. Diese wirken vom Unterbewußten auf die Traumphantasie und veranlassen sie zur Erzeugung von Bildern, die gewissen (zum Teil längst verdrängten) Wunschregungen entsprechen. Doch darf man bei der Deutung von Träumen nicht mehr hineinlegen,

als darin bei vorurteilsloser Prüfung zu finden ist, sonst kommt man zu gekünstelten Erklärungen.

29. Suggestion und Hypnose.

Eine Art Schlafzustand ist die Hypnose. Ein hypnotischer Zustand kann auf verschiedene Weise ausgelöst werden; durch längeres Anstarren eines Gegenstandes, das Lauschen auf ein gleichförmiges Geräusch (z. B. das Ticken einer Uhr), durch wiederholtes Streichen über Kopf, Stirn und Augen, kurz durch Prozeduren, welche geeignet sind, das Bewußtsein so einzuengen, daß es sich für alle anderen Reize als die vom Hypnotisator zu ihm dringen, abschließt. Bei der Hypnose geht nicht, wie man früher öfter geglaubt hat, ein „magnetisches Fluidum" vom Hypnotisator auf den Hypnotisierten über, sondern es handelt sich hier um eine durch die genanten Prozeduren unterstützte Suggestionswirkung; das Wesentliche ist nämlich bei allen hypnotischen Versuchen die Aufforderung, einzuschlafen, der wiederholte Hinweis, man werde immer müder und müder, schlafe ein, sei schon eingeschlafen, und die Ueberzeugung des zu Hypnotisierenden, er werde einschlafen müssen. Der hypnotische Zustand beruht auf einer erhöhten Suggestibilität, die sich bei gewissen Personen sehr ausgebildet erweist, während andere sich nicht oder sehr schwer und nur in leichteren Graden hypnotisieren lassen (z. B. Kinder, die meisten Geisteskranken, überhaupt Individuen, die ihre Aufmerksamkeit nicht recht konzentrieren können, anderseits auch sehr skeptische oder energische Naturen). Auch eine „Autohypnose" kommt vor, besonders bei leicht hypnotisierbaren, besonders für Suggestion empfänglichen Personen.

Die Suggestion besteht in der Erweckung bestimmter Vorstellungen und Ueberzeugungen

durch Erregung der Einbildungskraft von seiten eines Fremden („Fremdsuggestion") oder des eigenen Ich („Autosuggestion"). Die Macht der Einbildung ist bekannt. Sagt man z. B. jemandem, die von ihm genossene Speise sei vergiftet, er scheine krank zu werden, so wird der Betreffende tatsächlich eine Reihe von Empfindungen haben, wie sie aufgetreten wären, wenn er wirklich etwas Giftiges oder Ekles genossen hätte. Ja, diese Empfindungen und Gefühle können auch in leiblichen Reaktionen zum Ausdruck kommen. Kurz: was man sich einbildet, zu erleben oder zu sein, das kann unter Umständen ähnliche Wirkungen auf das Bewußtsein und das Handeln ausüben wie sachgemäße Vorstellungen. Je unselbständiger, schwächlicher, je weniger kritisch jemand ist, je mehr er Vertrauen zur Autorität anderer hat, je mehr er unter deren Bann steht, desto weniger Widerstand kann er gegen das leisten, was ihn diese Personen sagen, einreden, lehren; die von ihnen ihm eingepflanzten Vorstellungen und Ideenverbindungen beherrschen ihn, gelten ihm ohne weiteres als richtig und wirken sich ungehemmt durch das eigene Denken aus. Eine Suggestion im engeren Sinne liegt überall da vor, wo die Hingabe an das Suggerierte völlig blind und uneingeschränkt erfolgt, wo auch das Unsinnigste, Unwahrscheinlichste geglaubt wird oder Befehle, die dem Charakter des Beauftragten nicht angemessen sind, widerspruchslos ausgeführt werden, sogar in einem späteren Zeitpunkt und ohne daß man weiß, warum man diese Handlung ausführt („Terminsuggestion"), „posthypnotische" Wirkungen). In der Hypnose, die ein Zustand erhöhter Suggerierbarkeit ist, werden durch Suggestion seitens des Hypnotisators (mit dem der Hypnotisierte in seelischem „Rapport" steht) die

mannigfachsten Täuschungen bewirkt. So z. B. glaubt der Hypnotisierte, dem dies eingeredet wird, er trinke Wein, sehe bestimmte Tiere und Menschen, er sei der und der (z. B. ein König); er nimmt die solchen Vorstellungen entsprechenden Attitüden an, befolgt auch vieles von dem, was man ihm zu tun aufgibt („Befehlsautomatie"), behält (in tiefer Hypnose) die ihm suggerierte Starrheit, so lange, bis ihm gesagt wird, er könne sich wieder bewegen („hypnotische Katalepsie"), erweist sich unempfindlich gegen schmerzhafte Eindrücke u. dgl. In solchen Zuständen ist das Bewußtsein künstlich eingeengt, die aktive Apperzeption ausgeschaltet, die Reaktion des Individuums rein triebhaft, den von außen in der Seele bewirkten Eindrücken folgend, durch welche die Richtung der Vorstellungsreproduktion und die Herstellung der Vorstellungsverbindungen, die wiederum bestimmte automatische Bewegungsreaktionen zur Folge haben, bestimmt wird. Eine Erinnerung an das in der Hypnose Erlebte und Getane besteht nicht, sie wird aber oft in einem späteren hypnotischen Zustand lebendig. Eine unterbewußte Reaktionsbereitschaft besteht bei den posthypnotischen Wirkungen. Von einem Herüberwandern fremder Vorstellungen in denjenigen, der einer hypnotischen oder suggestiven Beeinflussung unterliegt, kann nicht die Rede sein, ebenso wenig wie bei der sog. „Telepathie", der „Gedankenübertragung" ohne Vermittlung sprachlicher und anderer Geberden, die wohl auf der Perzeption muskulärer Symptome fremder Gedanken beruht („Gedankenlesen").

Die Suggestibilität der Menschen ist von großer pädagogischer, sozialer und kultureller Bedeutung. Da der Durchschnittsmensch über we-

nig geistige Selbständigkeit und geringe Kritikfähigkeit verfügt, zur Nachahmung geeignet ist, sich leicht durch die Autorität und das Prestige von Individuen, Ideen und Institutionen beeinflussen läßt, so kommt es darauf an, minderwertigen durch wertvollere Suggestionen zu begegnen, ihn für das Gute und Richtige zugänglich und gegenüber dem Schädlichen, Falschen kritischer zu machen. Die Macht der Suggestion zeigt besonders die „Massenpsychologie". Als Mitglied einer Masse verliert der Durchschnittsmensch an Selbständigkeit des Urteils und Reagierens, dieses wird kollektiv dirigiert, triebhafter, gefühlsmäßiger, unpersönlicher. Durch psychische „Ansteckung" und Uebertragung, durch die Massen-Suggestion wird der Einzelne oft zu Handlungsweisen und Ansichten gebracht, die von denen, die er als Individualität aufweist oder aufweisen würde, oft erheblich abweichen. Durch die Vereinigung und Wechselwirkung der Individuen entsteht etwas, was mehr als die Summe der individuellen Seelenerregung ist, etwas Neues, ein „Gesamtgeist" (Gesamtbewußtsein, Gesamtwille), von dem der Einzelne teils vorübergehend, teils ständig beeinflußt wird. Die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gemeinschaft oder Gruppe prägt dem Individuum ihren Stempel auf, erfüllt die Seele desselben mit sozialem Inhalt, stimmt sie auf den Volks- und Zeitgeist ab. Anderseits wird der (in den Individuen lebendige und in den Gebilden des „objektiven Geistes": Wissenschaft, Sitte, Sittlichkeit, Recht, Wirtschaft u. s. w. sich gleichsam verkörpernde) Gesamtgeist eines Volkes und der Menschheit durch die schöpferische, neue Ziele und Mittel der Kultur setzende Initiative großer, führender Persönlichkeiten fortentwickelt.

30. Ueber- und unternormale Geistesbeschaffenheit.

Das „Normale" des Seelenlebens besteht in der durch keine physiologischen oder seelischen Hindernisse gehemmten, der durchschnittlich in einer Entwicklungs- und Kulturperiode erreichbaren Funktionsweise. Was über diesen Durchschnitt hinausragt, ist „übernormal". So zunächst das Talent. Dieses ist die Steigerung einer „Begabung", besteht also in der Fähigkeit zu einer das gewöhnliche Maß übersteigenden, leichteren, sicheren, besseren Leistung auf einem bestimmten Gebiete. Angeboren sind hierbei psychophysische Dispositionen, „Anlagen" allgemeiner und spezieller Richtung. So liegt dem Malertalent die Anlage zu einer großen Empfindlichkeit des Gesichtssinnes, zur deutlichen Reproduktion optischer Vorstellungen, zu optischer Phantasie, zur Nachahmungsfähigkeit in derselben Richtung zugrunde; der Musiker hat ein „gutes Gehör", eine starke akustische Phantasie, Sinn für Rhythmus und Harmonie u. s. w.; nach einer anderen Richtung sind das Gedächtnis, die Assoziation, die Phantasie, das Denken beim Dichter, Schauspieler, Forscher, Techniker u. s. w. zu Leistungen besonderer Art praedisponiert. Gewöhnlich handelt es sich um einen ganzen Komplex solcher Anlagen; ist dieser Komplex nicht vollständig, eine Anlage zu schwach oder gelangen die Anlagen nicht durch ein günstiges Milieu und durch Uebung zur Entfaltung, so haben wir die Erscheinung eines Halbtalents vor uns oder es tritt überhaupt kein Talent an den Tag. Die angeborenen Anlagen manifestieren sich als Betätigungstendenzen in bestimmter Richtung, sie machen sich triebhaft geltend, wir-

ken (in der Form des „Interesses") auf den Willen.

Auch zum Genie gehört Talent, doch genügt die noch so große Fähigkeit, nach überlieferten Mustern oder in herkömmlicher Richtung zu produzieren, noch nicht, um jemanden als ein „Genie" zu bezeichnen. Genie besitzt nur, wer über ein ungewöhnliches Maß erfinderischer Gestaltungskraft verfügt, wer die Fähigkeit hat, in „origineller", vorbildlich-musterhafter Weise zu produzieren, neue Zusammenhänge von Vorstellungen oder Gedanken zu ersinnen oder „initiativ" zu finden und kraftvoll zum Ausdruck zu bringen. Ein Höchstmaß schöpferischer und wirkungskräftiger Phantasie (auf aesthetischem, intellektuellem, praktischem Gebiete) macht den Kern der Genialität aus. Die genialen „Inspirationen" tauchen oft aus dem Unterbewußten auf, das dauernd in einem gewissen Erregungszustande verbleibt und die „Einstellungen" des genialen Menschen bestimmt. „Instinktiv" und intuitiv gelangt dieser zu Ideen, bei deren Verarbeitung freilich die Reflexion mitwirken muß; das Genie bedarf und ist fähig der größten Besonnenheit, Unterbewußtes und Bewußtheit vereinigen sich in ihm harmonisch.

Individual- und sozialpädagogisch richtig ist es, die Kinder möglichst genau auf ihre spezielle Begabung hin zu prüfen, damit rechtzeitig jene Anlagen ausgebildet werden, die sie für einen bestimmten Beruf besonders geschickt machen. Man untersucht die Auffassungs- und Merkfähigkeit, die Phantasiestärke, die Urteilskraft, die Fähigkeit des Schließens u. s. w. („Intelligenzprüfungen") sowie auch die Art und Weise, wie sich das Kind und jugendliche Individuum in Bezug auf bestimmte Tätigkeiten, Fertigkeiten, Interessen verhält.

Von den „unternormalen" seelischen Zuständen kommen zunächst die Sinnesdefekte in Betracht. Dem von Geburt Blinden fehlt es an Gesichtsvorstellungen, der Taube hat keine Gehörseindrücke, ja es gibt auch Menschen, bei denen beide Sinne von Geburt an (oder sehr früh) fehlen. Eine gewisse Kompensation findet dadurch statt, daß in solchen Fällen ein anderer Sinn (besonders der Tastsinn) sich feiner entwickelt. Durch die Vermittlung des Tastsinnes kann bei geeigneten Maßnahmen auch das Geistesleben von Taubstumm-Blinden reich entwickelt werden (Laura Bridgman, Helen Keller u. a.).

Von den normalen Zuständen führen Uebergänge (z. B. die „psychopathischen Minderwertigkeiten") zu den Geisteskrankheiten. Pathologische Zustände („Psychosen") sind der Schwachsinn, bei dem die Auffassungs- und Denkkraft bei oft gut funktionierendem mechanischen Gedächtnis sehr herabgemindert ist, die Idiotie, die einen sehr hohen Grad von Stumpfheit und Armut des Seelenlebens bedeutet, der Wahnsinn, der durch die Herrschaft von „Wahnvorstellungen" in Bezug auf die Umwelt und das eigene Ich charakterisiert ist, wobei der Wahn (die pathologische Einbildung) auf ein besonderes Vorstellungsgebiet beschränkt sein kann (Größen-, Verfolgungs-, religiöser Wahn). Die „Verrücktheit" kann bis zu völliger Geisteszerrüttung, vollster Verwirrung und Lähmung des Vorstellungsablaufs sich steigern. „Manie" und „Melancholie" sind Zustände der Ueber- und der Untererregung (Exaltation und Depression), die (zum Teil abwechselnd) für gewisse seelische Erkrankungen symptomatisch sind. Pathologische Angstzustände, die teilweise auf schlecht verdrängten Triebregungen beruhen, sind die vor-

schiedenartigen Phobien (z. B. die Platzangst, die Scheu, allein einen Platz zu überschreiten). Vorstellungen, die nicht unterdrückt werden können, trotzdem sie als abnorm erkannt werden, heißen Zwangsvorstellungen; fehlt dieses Bewußtsein, dann handelt es sich um „fixe Ideen." Das Gegenteil zu diesem bildet die Ideenflucht, bei welcher der Kranke nicht imstande ist, eine bestimmte Vorstellung festzuhalten und sich an ihr zu orientieren; die Vorstellungen folgen einander hemmungs- und ordnungslos. Bestandteile von Psychosen sind Halluzinationen (phantastische Visionen), „Spaltungen" des Ich, „Depersonalisationen", wobei Ich und Außenwelt als traumhaft-unwirklich erscheinen, „Amnesien" und „Paramnesien", „Aphasien", krankhafte Triebe u. a. Das den Geisteskrankheiten Gemeinsame ist die (auch physiologisch, in Hemmungen, Störungen von Gehirnfunktionen, bzw. in Gehirndefekten sich äußernde) mehr oder minder weitgehende Herabsetzung der aktiven Apperzeptionsfunktionen, mit welcher eine Vorherrschaft des triebmäßigen und assoziativen Seelenlebens verbunden ist. Das Ich kann seine einheitlich verknüpfende Tätigkeit nicht mehr oder nur noch in geringerem Maße ausüben, der zweckbewußte zentrale Wille, der sonst Ordnung und inneren Zusammenhang in die Mannigfaltigkeit der Erlebnisse brachte, kommt nicht mehr zur Geltung. Mit dem fortschreitenden Irrsinn führt die Lockerung der seelischen Organisation zu einem, durch den Verfall der Geisteskräfte bedingten, Zerfall der Psyche.

Literatur.

Dessoir (M.), Geschichte der Psychologie, 1911.
Ebbinghaus (H.), Grundzüge der Psychologie [3], 1911 f.
„ Abriß der Psychologie [4], 1912.
Eisler (R.), Das Wirken der Seele, 1909.
„ Geist und Körper, 1911.
„ Philosophie des Geisteslebens, 1908.
Elsenhans (Th.), Lehrbuch der Psychologie, 1912.
Freud (S.), Ueber Psychoanalyse [5], 1920.
Höffding (H.), Psychologie [4], 1908.
James (W.), Psychologie, 1909.
Jerusalem (W.), Lehrbuch der Psychologie [6], 1918.
Jodl, (F.), Lehrbuch der Psychologie [4], 1912.
Külpe (O.), Psychologie, 1920.
Klemm (O.), Geschichte der Psychologie, 1912.
Lebon (G.), Psychologie der Massen [4], 1922.
Lipps (Th.), Leitfaden der Psychologie [3], 1909.
Messer (A.), Psychologie, 1914.
Münsterberg (H.), Psychotechnik, 1914.
Pfänder (A.), Einführung in die Psychologie, 1904.
Reininger (R.), Das psychophysische Problem, 1916.
Stern (W.) Die menschliche Persönlichkeit, 1919.
Stöhr (A.), Psychologie [2], 1921.
Wundt (W.), Grundzüge der physiologischen Psychologie [6], 1908—10.
„ Grundriß der Psychologie [10], 1911.
„ Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele [5], 1911.
„ Völkerpsychologie, 1904 ff.
„ Elemente der Völkerpsychologie, 1912.
Ziehen (Th.), Leitfaden der physiologischen Psychologie [9], 1911.
„ Die Grundlagen der Psychologie, 1915.

Wissenschaftliche Volksbibliothek

In gleicher Weise und Ausstattung erschienen:

Bd. 1. Volkswirtschaftslehre

von Fr. Streißler.

9.—11. Tausend. 109 Seiten.

Brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 10.—.

Das Büchlein ist klar geschrieben und kann als leichtverständliche Einführung in die Grundsätze der Volkswirtschaft unbedingt empfohlen werden. Ein reichhaltiges Stichwortregister erhöht die Brauchbarbarkeit desselben.

Bd. 2. Elemente der Logik

von Dr. Rudolf Eisler.

4.—8. Tausend. 85 Seiten.

Brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 10.—.

Dieses für die weitesten Kreise bestimmte Buch enthält das Wichtigste der formalen Logik. Der geringe Umfang des Werkes bringt es mit sich, daß in den Einzelheiten die traditionelle „Schullogik" zu Worte kommen mußte. In einer Reihe grundlegender und allgemeiner Darstellungen aber konnte der Verfasser seinen eigenen logischen Standpunkt zum Ausdruck bringen. Diese allgemeinen Ausführungen berühren Probleme und Streitfragen aktueller Art und dürften auch für den Fachmann von Interesse sein.

Bd. 3/4. Geschichte der französ. Literatur

von Dr. Arthur Horbach.

1.—5. Tausend. 272 Seiten.

Brosch. 8.— Mk., geb. 12.— Mk.

Wer zu den Gebildeten gehört, muß mit den Grundzügen der französischen Literatur vertraut sein und die Einwirkung derselben auf deutsches Schrifttum kennen. Der Verfasser hat es verstanden, den geistigen Entwicklungsgang des französischen Volkes von seinen Anfängen bis zur Gegenwart in wissenschaftlicher und doch allgemein verständlicher Form darzustellen, und wird dieses Werk allen denen willkommen sein, welche für die Anschaffung eines größeren weder die nötigen Mittel, noch für ein Studium desselben die nötige Zeit besitzen. Ein eng gedrucktes, 8 Seiten = 24 Spalten umfassendes Register dürfte auch weitgehenden Ansprüchen genügen.

Wissenschaftliche Volksbibliothek

Bd. 5. Atlantis, die vorsintflutliche Welt
von **Ignatius Donnelly.**
Deutsch von **Wolfgang Schaumburg.**
2. Auflage. 6.—10. Tausend. 346 Seiten.
Brosch. Mk. 22.—, in Halbl. geb. Mk. 34.—
Geschenkausgabe auf extra starkes Papier gedruckt in Ganzleinen gebunden Mk. 50.—.

Wer sich für prähistorische Kultur und für die rätselhaften hochentwickelten Völker der Urzeit interessiert, dem sei dieses Werk bestens empfohlen. Der Verfasser löst die Atlantisfrage in solch geistreicher und fesselnder Weise und liefert gleichzeitig ein solch reichhaltiges Material über vorgeschichtliche Kultur und vergleichende Völkerkunde, daß auch derjenige Leser, der den Folgerungen nicht beistimmt, dieses Werk nicht unbefriedigt aus der Hand legt.

Früher erschienen in kleinerem Format u. a.:

Nr. 3. **Der Staat und seine Formen.** Von **F. Hellerbeck.** 47 Seiten.

Nr. 4. **Die Religionen, ihre Entstehung und Entwicklung.** Von **H. Berga.** 2. Aufl.

Nr. 5. **Die Konstitution, ihr Wesen und ihre Bedeutung.** Von **Karl v. Rotteck.**

Nr. 9. **Die Wunder der Elektrizität.** Von **Th. Schwartze.** 3. Aufl. 72 Seiten.

Nr. 10|11. **Geschichte der französischen Revolution 1789.** Von **Dr. Binzer.** 2. Aufl. 124 Seiten

Nr. 17. **Darwin,** sein Leben, seine Lehre und seine Bedeutung. Von **Alphons de Candolle.** 3. Aufl. 59 Seiten.

Nr. 39|42. **Briefe des Grafen von Chesterfield an seinen Sohn.** Grundsätze der Lebensweisheit. Herausgegeben von **Friedr. Streißler.** 205 Seiten.

Nr. 43|47. **Geschichte der Reformation von ihrem Ursprung bis auf unsere Zeit.** Von **J. Sophronizon.** 282 Seiten.

Nr. 79|82. **Grundlagen der Erkenntnistheorie.** Von **Dr. Rud. Eisler.** 173 Seiten.

Nr. 85|86. **Meteorologie.** Von **Paul Kaegbein.** 124 Seiten.

Pressboard
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros., Inc
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21. 1908

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062903775